

Inhalt: Der Prophet der Guillotine. — Berühmte Zwerge. — Ueber Musik. — Königin Friederike, von George Hefstiel. — Wie viel Frauen gibt es auf Erden? — Tänzer und Tänze vor fünfzig Jahren, von Julius Rodenberg (mit zwei Illustrationen). — Meine Taube, von Schmidt-Weissenfels. — Ich, was gar ist! von Dr. C. Jacobsen. — Fatal! Tulpitius Wunderlich an die Leserinnen und Leser (mit Illustration). — Ein Schiff im Eise, von H. Beta (mit Illustration). — Das Haus der Todten. — Mummenschanz. — Bilder aus dem Thierleben. — Aufgaben? Auszichten? — Auflösungen des Nebus, der Schach-Aufgabe und der Charade Seite 84. — Würfelsprung-Aufgabe. — Variationen über ein beliebtes Thema. Illustrationen von Wilhelm Scholz. — Correspondenz. — Notiz.

Der Prophet der Guillotine.

Heinrich Heine läßt in seinem „Doctor Faust“ anstatt des Mephistopheles der Goethe'schen Tragödie einen weiblichen Teufel, die unwiderstehliche Mephistophela, auftreten; hundert Jahre früher hatte indessen schon der französische Schriftsteller Cazotte seinen „Liebesteufel“ (Le diable amoureux) in Gestalt eines reizenden, liebenswürdig zubringlichen Mädchens geschildert. Das Ballet „Satanella“ von Taglioni verdankt Cazotte's viel zu wenig gelesenen Roman seine Entstehung; dasselbe holde, dämonenhafte Wesen gaukelt gleichfalls unter dem Namen „Biondetta“ durch eine graziose Novelle des genialen Franzosen, der nicht allein Schriftsteller, auch liebenswürdiger Weltmann und Geistesreicher war.

Der Verfasser des „Liebesteufel“ gehörte zu jenen räthselhaften Sterblichen, welche nach Cagliostro's Erscheinen in Paris austauchten und in der That mit prophetischem Blick die Zukunft durchdrangen. Hat sich Jacques Cazotte seiner Nation durch ein originelles Talent unvergeßlich gemacht, so stiftete er

sich im Jahre 1785 ein ewiges Andenken durch eine merkwürdige Prophezeiung, welche die Gemüther nicht wenig beschäftigte.

Im Hause eines colossal reichen Generalpächters von Paris war eine auserlesene Gesellschaft zum Nachessen verammelt; unter dem Damenflor blühte die holdselige Prinzessin von Lamballe wie eine weiße, duftende Rose im Thautropfenschmuck von Diamanten und Perlen; außerdem fehlte es nicht an witzigen und brillanten Cavalieren; zu letzteren zählte der Herzog von Lauzun, der würdige Nachkomme des elegantesten Franzosen unter Ludwig dem Vierzehnten. Natürlich durfte der interessante Visionär Cazotte als Krone der Gesellschaft nicht fehlen. Der Champagner sprudelte, und das lucullische Souper verfehlte nicht, die Gäste innerlich wie äußerlich sehr zu animiren: feurige Augen blitzten unternehmender, rothe Lippen brannten in tieferem Incarnat, genug, eine gehobene Stimmung hatte sich eines Jeden bemächtigt.

Da schlug es Mitternacht.
 „Die Geisterstunde!“ rief eine junge, übermüthige Schöne, deren Puderlocken bereits halb aufgelöst und deren Busenstrauch dem Verwelken nahe war; „wohlan, Monsieur Cazotte, man

behauptet, diese Stunde übe wunderbare Einflüsse auf Sie aus! Geben Sie uns einen Beweis davon! Ich möchte gern wissen, welchen Todes ich einst sterben werde, ob an der Gelbsucht oder an einer Nervenkrise? O, mein Herr, befragen Sie einmal für mich die Zukunft.“

„Auch für mich, für mich!“ ertönte es von allen Seiten, und im Nu war Cazotte von einem Duzend buntseidener Roben und besterter Fracks umringt: man drang in ihn, bestürmte, zwang ihn, dem tollten Verlangen nachzugeben.

Cazotte aber war sehr ernst geworden; sein seelenvolles, blaues Auge blickte mit düsterem Schmerz vor sich hin, nach und nach den Ausdruck von Entsetzen annehmend . . . ein Abgrund schien sich vor ihm aufzuthun . . . todtbleich und bebend stand er da, und bedeckte endlich das Gesicht mit beiden Händen. „Meine Damen und Herren, fragen, o fragen Sie nicht weiter,“ rief er endlich heraus.

„Was Sie auch verkünden mögen, wir müssen es wissen,“ beschworen die Gäste den Visionär.

„Wohlan,“ begann der Seher mit wohlklingendem Organ und magnetisch überzeugendem Blick, indem er einen Schritt zu-



„Trinkt mit mir auf das Wohl der Nation und Guer Water soll frei sein!“
 (Originalzeichnung von D. Wisniewski.)

rücktrat und sein glänzendes Auditorium fest ins Auge faßte, „ich prophezeihe, daß Ihnen Allen — so wie mir selbst — von einem noch nicht erfundenen Instrument die Köpfe abgetrennt werden, ehe zehn Jahre vergangen sind.“

Natürlich wurde diese Weissagung, mit welcher erhabenen Ernst sie auch gesprochen worden, als eine der bekannten Centricitäten Cazotte's belacht, und er sah sich bis Tagesanbruch von epigrammatischen Späßen unbarmherzig verfolgt.

Nur die Lamballe vermochte sich eines unheimlichen Fröstelns nicht zu erwehren. Ahnte sie, die zarte Blume, daß ihr ein größlicherer Tod bestimmt war, daß sie zerissen werden sollte?!

Das Jahr 1791 kam; die gewaltigste Revolution der Weltgeschichte in Paris ausgebrochen und verheerte ganz Frankreich. Maillard, der Präsident des „Volkstribunals“ der Abtei, überließerte täglich zahllose Opfer seinen Henkern. „Nach uns die Sündflut“ hatte Ludwig XV. nicht umsonst gesagt; seine Statue auf dem Eintrachtspalze war umgerissen und an ihrer Stelle die Guillotine errichtet worden: eine Sündflut von Blut verschlang jene galante, übermüthige Generation der Dubarry's und Lauzun's, der Petit-Maitres und Kofetten, der Schulbigen und Unschulbigen. Schon waren die Tage des gefangenen Königs gezählt, schon war sein Haupt dem Beile verfallen, und die wüthenden Jacobiner, die Stifter der Schreckensherrschaft, tanzten in den Straßen den wüsten Reigen der Carmagnole.

Diese Zeit verlebte Cazotte auf dem Lande im Schooße der Seinigen; der nunmehr vierundsiebzigjährige Greis war Bürgermeister des romantisch gelegenen Dorfes Pierry bei Eprenay; nichts Beschaulicheres als das große Haus mit der blumenbesetzten Terrasse, wo der zahme Kakadu auf dem Ständer im Freien saß, und wo das weipunte Hündchen sich sonnte! Im Gartensaal schrieb Cazotte Operntexte, religiöse Abhandlungen und Leit der jene Correspondenz mit den Emigrirten, den Aristokraten, die seine genauen Freunde und, wie er, Anhänger des Königs waren. Madame Cazotte, eine bis in ihr Alter liebliche Greisin aus Martinique, saß neben ihm und garnirte ein Häubchen mit Rosenknochen für das wunderholde Töchterlein Elisabeth, von der Fragonard, der letzte Galanteriemaler, sagte: „Sie ist das Ebenbild der fünfzehnjährigen Pompadour.“

Elisabeth und ihr Bruder Scävola ließen um die Wette unter den duftenden Lindenbäumen, haschten Schmetterlinge oder halsen der treuen Negerin — ihrer Mutter Milchschwester — bei der Gartenarbeit.

So sollte es nicht bleiben. In den Provinzen rotteten sich nach und nach Bürgerbanden zusammen und der Aufenthalt daselbst war kaum viel sicherer als in der Hauptstadt. Cazotte's Gattin und Kinder verkehrten sich nicht, welchen Gefahren das greise Haupt ihres Beschützers ausgesetzt war; sie drangen in ihn, daß er nach England fliehen möge, doch er widerstand ihrem heißen Flehen, indem er entgegnete: „Ich will in meinem Vaterlande sterben; auf meinem Posten wie der Soldat, an meinem Altar wie der Priester.“

War er doch seit jener Nacht im Jahre 85 in Folge seiner Prophezehung auf das Schlimmste gefaßt! War doch das Mordinstrument, von dem er an jenem Abend gedeutet, inzwischen erfunden: die Guillotine; und hatte sich doch bereits an mehr als einer Person das graue Geschick, das er vorausgesagt, vollzogen!

Wie er geahnt, so geschah es; ein Theil seiner Correspondenz mit der auswärtigen Gegenpartei der Revolution wurde von seinen Feinden aufgefangen; eines Morgens erschien ein Agent der Commune in Begleitung mehrerer Gensarmen und des Commissarius von Pierry im Lanbause des Greises.

„Schreiben Sie diese Briefe?“ fragte der Agent, indem er Cazotte eine Handvoll beschriebener Papiere hinhielt. Cazotte bejahte.

„So bin ich gezwungen, Sie zu verhaften. Folgen Sie mir!“

Elisabeth warf sich zwischen die fremden Männer und ihren Vater: „Ich bin die Mitschuldige,“ rief das heldenmüthige Mädchen, „denn ich habe diese Briefe für meinen Vater geschrieben!“

„So verhafte ich Sie gleichfalls,“ setzte der Agent hinzu.

Eben dies hatte Elisabeth bezweckt. Auch ihre Mutter und Scävola baten um die Günst, mit dem Vater gehen zu dürfen. Die „Günst“ ward ihnen jedoch nicht gewährt; Cazotte und Elisabeth wurden aus ihren Armen gerissen, nach Paris gebracht, erst in das Hotel de Ville eingewahrt und von dort aus in die Abtei, das Gefängniß der Straße St. Marguerite, abgeführt.

Während der Gerichtshof der Schreckensmänner sich mit Cazotte's Prozeß beschäftigte, durfte Elisabeth in dem schauerlichen Kerkergebäude ungehindert umhergehen; ihre holde Mädchenschönheit, die im Glanz der Jugend und Unschuld blühte, schien selbst die entarteten Nachthaber des Tribunals milder zu stimmen; obgleich das Rosenknochen von Pierry die Tochter eines Aristokraten war, fiel es Niemandem ein, ihr auch nur ein Haar krümmen zu wollen. — Täglich wurden die Schlachtopfer aus der Abtei auf die Guillotine geschleppt, oftmals sogar auf dem Wege dahin erschossen oder niedergemetzelt. Täglich horchte Elisabeth mit hochklopfendem Herzen auf die Stimme Maillard's, wenn er die Namen der Todesliste im rauhen Commando-ton ablas. Eines Morgens — am 2. September — vernimmt sie den Namen „Jacques Cazotte“.

Laut schreiend stürzt sie in den Gerichtssaal hinab — schon treten die Henker ein, Cazotte und seine Unglücksgefährten umringend — das junge Mädchen aber, blaß, außer sich, mit funkelnden Augen, bricht sich Bahn bis zu ihrem Vater, umschlingt ihn und ruft mit heroischer Begeisterung: „Erst wenn Ihr mein Herz durchbohrt, verfällt er Euch!“

Wie vor dem plötzlichen Erscheinen eines zürnenden Engels weichen die Anwesenden zurück; Henker und Rothmützen senken die Aerte und Säbel; den Zuschauern schmelzen die versteinerten Herzen, die Megären, die zu ihrem „Vergnügen“ zubörtet, wurden wieder zu Weibern und vergossen Thränen. Zwar ruft Maillard: „Dieser Mann dort ist ein Aristokrat,“ doch Elisabeth's hinreißende Beredsamkeit, ihre in der Verzweiflung unwiderstehliche Schönheit gewinnt mehr und mehr die Menge für sich; sämmtliche Anwesende, mit Ausnahme des Präsidenten, nehmen sich ihrer Sache an. Doch was kann die Zitternde hoffen, so lange eben dieser Präsident bei seinem Willen beharrt! Dem Tiger die Beute zu entwinden, kämpft nun das Lamm mit tödtlichster Anstrengung zwei Stunden lang! Zwei Stunden! und jede Secunde enthält eine übermenschliche Todesagonie! — Endlich ist Elisabeth's Kraft erschöpft — ihre schmelzendsten Bitten zerfallen am Starrsinn des grauen Maillard. Da, um den qualvollen Auftritt zu Ende zu bringen, tritt ein Mann in der rothen Jacobinermütze aus der Versammlung auf das halbtote Mädchen zu; seine Hände sind blutbespritzt, aber die

Thräne in seinem Auge verräth, daß nicht alles menschliche Gefühl in ihm erstarb. „Hört zu, gute, kleine Bürgerin,“ redet er so sanft er kann die heldenmüthige Kämpferin an, „um den Bürger Maillard zu überzeugen, daß Ihr weder die Freiheit noch die Gleichheit verachtet, trinkt mit mir auf das Wohl der Nation, und Euer Vater soll frei sein!“ „Gebt Wein!“ stößt Elisabeth tonlos heraus; man schenkt ihr ein; der Mann sagt ihr vor: „Hoch die Freiheit! Wir wollen die Einheit oder den Tod!“ Elisabeth wiederholt mechanisch das Selbstgeschrei der Jacobiner. Begeistertes Beifallsrufen antwortet dem Ruf ihrer todesblaffen Lippen. „Platz dem Alter und der Tugend,“ hieß es, „Ehre der Unschuld, Heil der Schönheit!“ Man trug Cazotte und Elisabeth auf den Schultern ins Freie hinaus. — Kindesliebe hatte über blutgierige Barbaren den Sieg davon getragen.

Madame Cazotte, die unterdessen nach Paris gekommen und bei einer Freundin abgestiegen war, umarmte kurz darauf den Gatten und dessen Rettungengel.

Dennoch freute sich Cazotte der Freiheit, die man ihm bewilligt hatte, nicht, ohne daß sein wunderbares Ahnungsvermögen ihm sagte: du wirst deinem Geschick nicht entgehen.

Und in der That — am 13. September wurde Cazotte ein zweites Mal festgenommen, „weil er fälschlich in Freiheit gesetzt worden wäre, ohne sein Urtheil gehört zu haben.“

Einmal geschieht ein Wunder; ein zweites Mal nie. Das wußten die Bürger der Commune wohl. Obgleich Elisabeth wiederum Zutritt in das Gefängniß hatte, blieben alle ihre Bemühungen erfolglos. Am 20. September fiel das Haupt des unvergeßlichen Märtyrers der Revolution auf der von ihm prophezeihten Guillotine.

Elisabeth beweinte ihn mit der Mutter und dem Bruder in tiefer Einsamkeit. 1800 vermählte sie sich mit einem Herrn von Blas, starb jedoch schon ein Jahr nach ihrer Verheirathung; ihr Andenken ist segnet wie das einer Heiligen. Scävola Cazotte lebte, von blühenden Söhnen umgeben, bis vor zehn Jahren in Paris. So viel uns bekannt, starb er seitdem.

[1460]

G. v. F.

Berühmte Zwerge.

In einem alten Buche über die Merkmale des Genies wird bewiesen, daß zur geistigen Größe auch körperliche Kleinheit gehöre. Alexander, Karl und Friedrich der Große seien klein gewesen, wie auch Napoleon der „kleine Korporal“, ebenso Pope, der englische Dichter, Voltaire, Lessing und eine Menge anderer literarischer Berühmtheiten, Kant, Spinoza, Hegel und die meisten Philosophen. Dies ist ein Trost für Alle, die ihrer Länge gern noch eine Elle zusetzen möchten. Auch ist es bekannt genug, daß man durch ganz besondere Däumlings-Größe pygmäisch und klippig groß und berühmt, Liebhaber der Götter, Könige, Königinnen und Prinzeßinnen werden kann, wie General Tom Thumb. Auch vor diesem Böglinge Barnum's wurden viele Zwerge besonders berühmt, wie z. B. Jeffery Hudson, 18 Zoll hoch, der einmal dem Könige Karl I. von England und seiner Gemahlin auf der Tafel des Herzogs von Buckingham lebendig in einer kalten Pastete aufgetischt wurde und später einen riesigen Gegner im Pistolenduell erschloß.

Ein anderer politischer Zwerg war Michebourg, 24 Zoll hoch, Mitglied der Dienerschaft der Herzogin von Orleans, der Mutter des nachmaligen Louis Philippe. In der großen Revolution diente er einmal, als Widellind verkleidet und in den Armen einer Amme getragen, zur Ueberlieferung einer wichtigen politischen Depesche. Die französischen Orleans pensionirten ihn später mit 3000 Francs jährlich, die er trieblich bis zu seinem 90. Jahre verzeigte, bis 1858, als er in der Rue du Faubourg St. Germain zu Paris starb.

Zu den am meisten mit Zwergen gesegneten Ländern gehören wol Polen und Rußland. Hier werden sie nach dem umgekehrten Maßstab der Diamanten geschätzt: je kleiner, desto werthvoller, und als Zierden der Dienerschaft besonders ausgeputzt, um mit ihnen zu spielen, zu renommiren.

Einer der berühmtesten unter den polnischen Pygmäen war Joseph Voruslawski, geboren 1739, einer von sechs Geschwistern, die alle mehr oder weniger groß waren — durch ihre Kleinheit, nebst seiner hübschen, 26 Zoll hohen Schwester, das kleinste Wesen, das vielleicht je gelebt und — gelebt hat. Diese kleine Schwester liebte einen großen Officier, ließ sich aber nie merken und starb im 22. Jahre.

Bruder Joseph wurde eine europäische Berühmtheit. Bei seiner Geburt bloß 8 Zoll lang, wurde er niemals größer als 28 Zoll und blieb stets wohlproportionirt und niedlich. Von der Gräfin von Tarnow erzogen, wurde er der Gräfin Lumirski geschenkt und das Goldschmücken aller Welt. Später machte seine Beschützerin eine europäische Tour mit ihm und stellte ihn auch der österreichischen Kaiserin Maria Theresia in Wien vor. Diese wollte ihm einen Brillantring von ihrem Finger schenken, Monsieur Lisiput hatte aber keinen Finger dazu, so daß Prinzessin Maria Antoinette, die nachmalige unglückliche Königin von Frankreich, damals 6 Jahre alt, ihm einen von ihren kleinen Fingerchen gab. Auch der Graf Kaunitz spielte und liebte ihn sehr. Aber Voruslawski war oft traurig, daß er bloß als ein Spielzeug, eine Curiosität behandelt ward. Auch in München, Paris u. s. w. wurde er bei Hofe viel bewundert und gepriesen wegen seiner niedlichen Schönheit, seiner Grazie im Gespräch, beim Tanzen, in allen seinen Manieren.

Einmal tischte ihn Graf Dinski bei einem großen Bankett in einer Suppen-Terrine auf.

Im 25. Jahre ließ er sich zu Warschau häuslich nieder, verliebte sich in eine französische Schauspielerin, aber ohne Gegenliebe, wurde 40 Jahre alt, verliebte sich wieder und heirathete nun auch, ward aber dafür von seiner Beschützerin, Gräfin Lumirski in Ungnaden entlassen und auf sich selbst angewiesen. Um Weib und Kind zu ernähren reiste er in Europa umher und ließ sich für Geld sehen.

Gleichzeitig mit ihm lebte ein anderer polnischer Zwerg, Nikolaus Jenu, der sich hernach Bébé nennt. Bei seiner Geburt auch bloß 8 Zoll groß, ward er auf einem Teller in die Kirche zur Taufe getragen und ihm einer von den Holzschuhen seines Vaters als Wiege zurecht gemacht. Im 6. Jahre ward er, 15 Zoll hoch, dem Könige von Polen, Stanislaus, vorgestellt, der ihm eine Prinzessin von Salmond zur Erzieherin gab. Aber Bébé war kein guter Kopf und lernte nichts Geschicktes. Er war sehr jähzornig und eiferüchtig auf Voruslawski. Als die beiden Zwerge einmal beim Könige Stanislaus zusammentrafen, machte derselbe einige Bemerkungen über die geistige und manierliche Ueberlegenheit Voruslawski's. Darüber ward Bébé so wüthend, daß er seinen bevorzugten Concurrenten ins Kammerfeuer zu werfen suchte, wofür er eine hübsche Tracht Prügel

bekam. Bébé alterte schnell und starb schon im 23. Jahre. Er hatte zwei Schweistern, 33 und 41 Zoll hoch, die alt wurden und viel Geld und Bewunderung als Tänzerinnen und Sängern ernteten.

Neuerdings hört man wenig von berühmten Zwergen. Die meisten bleiben wol auf engere Kreise beschränkt, da sowohl die ehemaligen Liebhaber der Fürsten, die Lisiputer, gleich ihren Schicksalsbrüder, den Brobdinac's, durch Ausstellungen in Jahrmärktenbuden zu den plebejen Schenswürdigkeiten herabgesunken zu sein scheinen.

[1480]

Ueber Musik.

Goethe nennt einmal in seinen Briefen an Zelter die Musik „ein angenehmes Geräusch“. Man könnte fast bestätigt werden in der Meinung, daß dem großen Dichter, welcher Sinn Alles hatte, der Sinn für die Musik gefehlt habe, wenn man mit seiner angeführten Briefäußerung den Vers zusammenstellt, welchen er in seinem Faust dem Mephisto in den Mund legt:

Das Trillern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wol mit mir die Dren,
Alein zum Herzen dringt es nicht.

Glücklicherweise finden sich in den übrigen Schriften Goethe's, namentlich in seinen Reflexionen und Maximen, Anhaltspunkte genug, um uns zu überzeugen, daß in dem normal und nach allen Seiten vollkommen ausgebildeten Seelenleben die Empfindung für Musik nothwendig vorhanden sein mußte und in dem weiten, das ganze Menschenthum umfassenden Horizont Goethe's in der That auch vorhanden gewesen sei. Kann man durch ein tieferes Wort das Wesen der Musik charakterisiren oder sein Verständniß dafür darthun, als durch den Satz: daß die Musik ganz Form und Gehalt sei und Alles veredle und veredle, was sie ausspricht? Aber auch ein weises Wort und ein wohl zu beherzigendes für unsere jungen Damen, die stets nach den letzten Novitäten haschen, hat Goethe gesagt: „Musik im besten Sinn bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.“ — Ist nicht dies ein Wink, immer und immer wieder zu den Meistern und Klässikern zurückzugreifen, die, wie alt sie sein mögen, doch ewig frisch bleiben, und sie, ohne das gute Neue zu ignoriren, doch zur eigentlichen Grundlage unserer musikalischen Bildung zu machen?

Das Haus, in welchem Musik nicht geliebt und geübt wird, ist stumm und traurig. „Leben ahme die bildende Kunst,“ sagt Schiller, „Geist fordr' ich vom Dichter, aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.“ Nicht den Büchern gibt es im Hause kein unbelebtes Ding, welches so viel zu unserem wahrhaften Vergnügen, unserer Belehrung beizutragen vermag, als ein Piano. Ein Piano und eine Bibliothek sollten in keinem Hause fehlen; sie sind die Zeichen und Symbole nicht bloß wirklicher Bildung, sondern, was noch mehr ist, der Bildungsbedürftigkeit. Wie die Bücher in unsere tägliche Munde die edelsten Geister, welche jemals auf Erden gewirkt haben, als Familiengenossen einführen und uns die Möglichkeit geben, unsere Kinder unter dem beständigen Einfluß der erhabensten Naturen zu erziehen: so birgt das Piano gleichsam einen goldenen Zauber, den die funtgeübte Hand zu jeder Zeit erwecken kann, einen unerschöpflichen Schatz für die Bedürfnisse des Seelenlebens in all seinen Stimmungen, Balsam für den Schmerz, Trost für den Kummer, den wahren Ausdruck für die Freude, Begeisterung, Andacht und Enthusiasmus — für Alles das, was sich in Worten nicht sagen läßt. „Musik“ so heißt es bei Herder, „hat auch in wortlosen Tönen ein Erhabenes, das keine andere Kunst hat, als ob sie eine Sprache der Genien nur unmittelbar an unser Innerstes, als ein Mitgeist der Schöpfung spräche.“ Brauchen wir an die Worte Jean Paul's zu erinnern, daß die Musik unter allen Künsten die ergreifendste, die allgemeinste sei? „Tonkunst!“ ruft er aus, „bist du das Aenweben aus diesem Leben, oder die Morgenluft aus jenem? Es ist die Verführung von Weiden, möchten wir sagen; die Verführung über alles das, was uns Furcht macht, jeden bangen, kummervollen Zweifel in sanfte Sehnsucht lösend, welche freudig auf Erfüllung hofft!“

Leise trägt auf sanften Wellen
Uns der Eise Flut empor
Zu des Wohltauns emgen Quellen
Zu der Sterne Reichthor.

Dortten schweben sie und rollen
Durch den Aether, der sie trägt,
Nach dem einen, wundervollen
Rhythmus, der das All bewegt;

Dessen Nachhall wir im Traume
St vernahmen, voll und hehr,
Wenn es aus dem Sternerraume
Mauschte, wie das ferne Meer.

Der mit zauberhaftem Klange
Durch des Dichters Seele hebt,
Wenn sie sich im Schaffensdrange
Zu der wahren Heimat hebt.

Heimweh, wie ein Puls in Tönen,
Zittert leis durch Fard' und Stein,
Und die Melodie des Schönen
Saudt dem Werk das Leben ein.

Wie zum Gottesdienst vermählen
Sich Musik und Poesie,
Und schon hier durch unsre Seelen
Mauscht die ew'ge Harmonie.

[1482]

J. R.

Königin Friederike.

Von George Hefekiel.

Königin Friederike?... Sie ist vergessen — sie, welche für die schönste Frau ihrer Zeit galt, welche eine der Edelsten war und ein so großes Unglück so groß durchs Leben trug, daß ihr Erscheinung an die Frauengestalten in Shakespeare's Dramen mahnt! Pulvis et umbra sumus! Wir sind Staub und Asche.

Versuchen wir einzelne Scenen aus dem Leben der Königin Friederike, der schönen Schweden- und Gothenkönigin zu schildern!

Im Jahre 1792 finden wir im kaiserlichen Palaß der Ermitage zu St. Petersburg, welcher noch immer der Sitz der großen Katharina II. war, ein lächerliches junges Brautpaar, den Großfürsten Alexander, ein Muster sanfter Höflichkeit, und die Prinzessin Elisabeth von Baden. Der Form wegen, um das liebende Paar nicht allein zu lassen, war ein schönes, lebhaftes elf Jahre altes Kind im Gemach, die jüngere Schwester der Braut, die Prinzessin Friederike von Baden. Großfürst Alexander machte seiner reisenden, jungen Verlobten den Hof und die kleine Friederike langweilte sich, begreiflicher Weise, nicht wenig

dabei. Um das Kind zu beruhigen, gab ihm die Schwester einige alte Bildertafeln, mit denen sah sie dann eine Weise still in einer Fensterbank. Und so sah sie denn auch eines Tages, mit ihren Kalendern beschäftigt, als die gewaltige Frau eintrat, welche man die nordische Semiramis nennt. Die große Kahlhäuterin war eine Greisin schon, ihre mächtigen Augen ruhten auf der kleinen Prinzessin lange und durchdringend, dann begann sie zu fragen, und des Kindes Antworten seufzten die Kaiserin so, daß sie dem Lieblingsgeflüster des Brautpaares den Rücken kehrte und sich lange mit dem anmuthigen Mädchen unterhielt. Die große Katharina sorgte von da ab dafür, daß die kleine Friederike die besten Lehrer erhielt, namentlich wurde auch das ausgezeichnete Talent derselben für Musik in wirksamer Weise ausgebildet und bis zu einer seltenen Vollkommenheit entwickelt. Dabei mußte die kleine Prinzessin viel um die Kaiserin sein, und fiel es ihr auch bisweilen schwer, in den Hofconcerten hochherrschaftlich, gepudert und den Fächer in der Hand neben der Majestät zu sitzen, so gab es doch auch namentlich in Peterhof und Garskoe-Selo Stunden größerer Freiheit, wo sich Friederike ausgelassen herumtummeln durfte, Verstecken spielte und jagte, bis Katharina sie zu sich rief und ihr die blühende Wange sanft streichelte. Die große Katharina hat sich ungern von der kleinen Friederike getrennt, diese aber bewahrte derselben ein dankbares Andenken und zeigte noch in späteren Jahren gern einen Leibrück von rothem Sammet mit Hermelin verbrämt und gefüttert, mit Gold beschnürt und bequastet, ein ächt kaiserliches Geschenk, den ihr Katharina zum Abschied gegeben.

Aus dem lebhaften Kinde war eine schüchterne Jungfrau geworden; kaum sechzehn Jahre alt reiste Prinzessin Friederike Dorothea Wilhelmine von Baden mit ihren Eltern nach Crut, dort erwartete sie König Gustav IV. Adolph von Schweden, der um ihre Hand hatte werben lassen, um ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Er war entzückt über die Schönheit der Prinzessin, diese aber hatte nach drei Tagen noch nicht einmal den Muth gehabt, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Da sprach der König zu ihr: „Würden Sie die Gnade haben, Madame, mich ein einziges Mal anzusehen, seit diesen drei Tagen, wo ich das Glück habe, mit Ihnen zusammen zu sein? Ich habe noch nicht die Farbe Ihrer Augen gesehen!“

Die holde Fürstinjungfrau schlug die Augen auf zu ihm, eine helle Thräne stand darin. Am 6. October 1797 fand die Uebergabe und Procurations-Bermählung in Stralsund statt. Am 10. October aber donnerten die Kanonen von Carlscrona und verkündeten, daß Schwedens junge Königin im Angesicht der schwedischen Küste sei. Die Königin befand sich am Bord des Linien Schiffes „Mannhaftigkeit“. Hunderte von Fahrzeugen bedeckten das Meer, dicke Menschenmassen die Küsten, Glockengeläute und Kanonendonner überall. Da warf ein schlanker, über mittelgroßer Jüngling von neunzehn Jahren mit offenen, edlen Gesichtszügen und großen, blauen Augen, die zwar keinen Witz, keine Geistesüberlegenheit, aber Festigkeit und Nebligkeit verriethen, sich in eine offene Schaluppe, die von sechzehn Matrosen gerudert, pfeilschnell nach dem Linien Schiff hinrückte. Donnernder Hurrahruf brauste über die Wogen und alle Schiffsequipagen traten zur Parade in die Raaen.

Der blonde schlank Jüngling, welcher von dem General-Adjutanten der Flotte und dem Trabanten-Lieutenant begleitet, an Bord der „Mannhaftigkeit“ stieg, war der König von Schweden, der seine sechzehnjährige Gemahlin hier auf der See empfing. Und die Königin Friederike? einstimmig versicherte Schwedens Volk, daß nie eine schönere Fürstin auf dem Thron der Wasa gesehen. Die „nordische Helena“ wurde die junge Königin genannt — ob sie wol der „nordischen Semiramis“ gedenkte, als ihr dieser Beiname zuerst entgegenfiel?

Vom lauten Jubel des Volkes umrauscht zog das junge Königspaar seine Grischstraße; Grischstraße nannte das schwedische Volk die Reisen seiner Könige durchs Reich. Am 31. October aber fand der Einzug in Stockholm und die Trauung in der Schloßkapelle mit großer Pracht und unter einem Jubel ohne Gleichen statt. „Portae Et Pectora Patent!“ stand an dem ersten Triumphbogen, die officielle Schmeichelei sprach hier die Wahrheit, „alle Thore und alle Herzen“ standen ihr offen. „Das ganze Volk ist verliebt in seine junge Königin!“ so schrieb man nach St. Petersburg.

Die junge Königin hatte, trotz aller Liebe, trotz allen Jubels doch von Anfang an einen schweren Stand, sich in die fremde Sitte, noch mehr in die eigenthümliche Art ihres Gemahls zu fügen; auch das nordische Klima war ihr feindlich. Sie litt schon im ersten Winter sehr an rheumatischen Schmerzen, weil sie sich nur einmal mit den Armen auf die marmornen Fensterbänke gelehnt, um die im Sonnenglanz funkeln Winter-schönheit Stockholms zu bewundern. Später sah man sie oft am Fenster ihres Toilettenzimmers stehen, das in einen Hof ging und von allen vier Seiten eingeschlossen war. Eine dieser Seiten nun war von der Sonne beschienen, dort schmolz der Schnee früher als an anderen Stellen: wenn dann dort, vielleicht im April schon, die braune Erde zum Vorschein kam, dann stand die Königin und blickte auf den tiefen Schnee ringsum und auf das kleine Plätzchen brauner Erde, und ihre schönen Augen wurden naß, denn sie gedachte der blühenden deutschen Heimat, des deutschen Frühlings.

Am 3. April 1800 wurde Königin Friederike neben ihrem Gemahl auf dem Reichstage zu Norföping feierlich gekrönt. Sie war neunzehn Jahre alt und bildschön; sie fuhr mit der Krone auf dem Haupt, im Königsmantel in einem Glaswagen allein, es soll ein unbeschreiblich schöner Anblick gewesen sein! Aber gerade an diesem Krönungstage begannen gewisse Vorfälle, über die man spotten kann, die aber dennoch ihres Eindringens, namentlich auf ein zartes Frauengemüth, nicht verfehlen. Der König ritt nach altschwedischer Sitte zur Krönung, das Pferd stolperte und wäre fast gestürzt, die Krone aber scheuerte dem König die Stirne wund. Anzeichen! Aber nicht solche Anzeichen allein trübten das Leben der Königin, viel schwerer trug sie an der bitteren Schwermuth, die sich immer häufiger und auf immer längere Zeit ihres durchaus rechtshaffenen Gemahls bemächtigte, und in dessen eifriger Frömmigkeit leider mehr eine Stütze, als eine Abwehr fand.

Das Jahr 1804 war verhängnißvoll für die Königin und Schweden; sie machte mit ihrem Gemahl einen Besuch in der badischen Heimat und hier traf Napoleon's brutale Gewaltthat ihr Herz, wie jedes edle Herz; das Herz Gustav's IV. Adolph über doppelt. Wir meinen den Landfriedensbruch, die Gefangennehmung des herrlichen Herzogs von Engchien in Ettenheim auf adichem Grund und Boden, seine gewaltsame Begleitung und endlich seine Erschießung im Schloßgraben zu Vincennes. Kein Wort mehr über diese That! Wir könnten nur oft Gefagtes noch einmal wiederholen; wir bemerken nur, daß sie von schweren Folgen für die Königin Friederike und für ganz Schweden wurde. Der Tod des Herzogs von Engchien machte den jungen

König von Schweden tief unglücklich; von da ab sah derselbe in Bonaparte das bekannte Thier aus der Offenbarung Johannis; die religiöse Schwärmerei griff in bedenklicher Weise über in die politische Action des Königs, es entstanden entsetzliche Seelenstimmungen und aus denselben gingen Handlungen hervor, die wir beklagen müssen, zu deren Beurtheilung sonst aber uns Muth und Einsicht fehlen. Jedenfalls litt die Königin Friederike schwer darunter, wenn auch der rechtliche Sinn, die edle Art des Königs sich immer wieder durchdrangen und er dann in rührender Weise gut zu machen strebte, was doch nicht er, sondern sein böses Geschick verschuldet hatte.

Im Jahre 1805 kam König Ludwig XVIII. von Frankreich, flüchtig vor Bonaparte, nach Schweden; nach ihm die Schwester der Königin, Herzogin Wilhelmine von Braunschweig, ebenfalls durch Napoleon von Land und Leuten vertrieben. Die schöne Herzogin starb kurz darauf in Folge ihrer beschwerlichen Flucht im Kindbett. Immer finsterner wurde der Geist des Königs, immer grimmiger sein Haß gegen Napoleon, ein Haß, der ihn zwang, mit Preußen zu brechen, der ihn in eine Politik trieb, die Schweden nicht durchführen konnte und endlich auch den verhängnißvollen Krieg gegen Rußland entzündete. Die Lage Schwedens, welches ohne auch nur einen Bundesgenossen zu haben, von Rußland und Dänemark, von allen Seiten zugleich angegriffen wurde, war so verzweifelt, daß wir mit den patriotischen Männern nicht rechten wollen, welche den krankhaften Starrsinn, mit welchem der König auf seiner Bahn beharrte, gegenüber kein anderes Mittel mehr wußten, als seine Absehung.

Die Königin Friederike ahnte dunkel die Katastrophe, und all die bösen Anzeichen, deren sie sich nun fast täglich erinnerte, ängstigten sie schwer. Im Anfang des Jahres 1809 begegnete ihr auf einem Spaziergange ein altes Mütterchen, welches gebückt am Etake des Weges schlich; das fiel plötzlich vor der Königin auf die Knie und sagte: „Königin, man will Guern Herrn verathen und ihm Alles nehmen, dann soll er weggeführt werden; ich alte Frau habe das erfahren, von wem kann ich nicht sagen, und habe mich aufgemacht, es Dir zu melden!“

Die Königin war nicht wenig erschrocken, sie beschenkte die greise Barnerin, aber der König wies ihre Befürchtungen unwillig zurück. Und doch kam die Warnung wahrscheinlich von sehr unterrichteter Seite und war treulich gemeint.

Es war am 12. März 1809, am dritten Sonntage nach den vierzig Märtyrern. Der Donner der Kanonen erinnerte die Bewohner Stockholms an den Geburtstag ihrer schönen Königin. Friederike war im Schloße zu Haga erkrankt und hatte den ganzen Winter dort zugebracht; jetzt befand sie sich zwar in der Besserung, war aber immer noch leidend. Sie wußte kaum etwas von dem, was draußen vorgegangen, ihr Herz aber sagte ihr, daß eine schwere Prüfungsstunde nahe sei. Krankheit und Sorgen hatten die Schönheit der Königin verändert, aber nicht zerstört. Die heitere fröhliche Königin entzückte alle Herzen, die traurige rührte alle Gemüther. Nie hat ein seelenvolleres Weib den Becher der Freude gekostet, nie eine edlere Seele mit größerer Ergebung den Leidenskelch geleert. Die blasse Königin war wie eine Lilie, vor der sich die anderen Blumen neigen auf dem Felde.

Nach Anhörung der Predigt ließ der König zur Feier des Tages eine Anzahl von Personen zur Tafel laden. Er war eben im Begriff, sich mit der Königin in den Speisesaal zu begeben, als er einen Brief vom Landshauptmann zu Nerike erhielt, welcher ihm meldete, daß die Westarmee sich empört habe, unter Öbran Adlersparre gegen Stockholm ziehe, bereits in Derebroe eingerückt sei und die königlichen Beamten seftgenommen habe. Gustav IV. Adolph ertrug diesen schweren Schlag mit männlichem Muth; er befahl der Königin sich reisefertig zu machen und am andern Mittag nach Stockholm zu kommen, dann warf er sich in seinen Schlitten und jagte nach der Hauptstadt. Er hat Haga, die herrliche Schöpfung seines Vaters, nicht wieder gesehen!

Die Königin empfing allein ihre Gäste, aber entließ sie zeitig, ihre Kräfte versagten ihr; das war die Geburtstagsfeier zu Haga am 12. März 1809. Sie wollte sich eben in ihre Gemächer zurückziehen, als sie den Befehl des Königs erhielt, am andern Morgen schon pünktlich um 9 Uhr in Stockholm zu sein. Nun erfolgte die Anruhe des Aufbruchs, des Einpackens, und mitten hinein in diesen Wirrwarr kam ein zweiter Brief. Derselbe war an eine Hofdame, ein Fräulein von Blomstedt, adressirt, aber an die Königin gerichtet und ohne Unterschrift. Derselbe lautete: „Sie richten sich zu einem gewöhnlichen Aufenthalt in der Stadt ein, Sie täuschen sich! Ihres Gemahls Absicht ist, die Hauptstadt zu verlassen, er zieht sich vor dem Aufstande zurück, der eben dadurch wichtiger und bedeutender wird. Verzweifeln Sie jedoch nicht für sich und Ihre Kinder. Ergebene Freunde wachen über Euch alle, Freunde, welche in jedem Falle Euch beistehen können und wollen!“

Dieser anonyme Brief kam von der Herzogin Charlotte von Soedermannland, der nicht unedlen Gemahlin jenes Fürsten, welcher unter dem Namen Carl XIII. auf dem schwedischen Throne geseßen, nachdem er den Neffen von demselben hatte herabstoßen helfen. Die Herzogin Charlotte liebte die Königin aufrichtig; es ist nicht klar, was sie mit diesem Briefe bezweckt hat, vielleicht wurde er ihr durch eine Intrigue entlockt zum weiteren Verderben der Königin.

Welch eine Nacht für die nordische Helena! Wir schreiben hier nicht die Geschichte der schwedischen Thronrevolution und erinnern nur daran, daß Gustav IV. Adolph in der Morgenstunde des 18. März 1809 im Schloße von Stockholm von den Verschworenen überfallen und von dem Feldmarschall Klinghorn, dem General Albrecht und dem Obristlieutenant und Hofmarschall Sissverstolpe nach hartem Widerstande entwandert wurde; daß es dem Könige gelang, sich loszureißen und zu bewaffnen, daß er durch das Schloß flüchtete, im Hofe aber nach mannhaftem Kampfe von dem Hofsägermeister Greiff und Anderen abermals entwandert und dann in den weißen Saal des Schloßes gebracht und dort gefangen gehalten wurde. Die Hilfe treuer Freunde und Diener, an denen es nicht fehlte, kam zu spät. Herzog Carl von Soedermannland ließ sich sogleich zum Reichsregenten ausrufen, weil der König krank sei.

Das Erste, was der verwundete, geistig und leiblich gebrochene, gefangene König that? Er schrieb an die Königin. Man gab ihm das Ehrenwort, daß der Brief nicht gelesen werden sollte; man brach ihm das Versprechen; dann hatte Niemand aus der ganzen Verschwörung den Muth, der Königin den Brief zu überbringen. Da schickte der unglückliche König zu dem vornehmsten Edelmann und zugleich dem edelsten Manne seines Reichs, der nicht sein Freund war, den er mannichfach gekränkt hatte, dem er aber doch vertraute, zu dem Reichsmarschall Grafen Axel Fersen. Und der edle Ritter der Königin Marie Antoinette, der 1791 so kühn versucht hatte, die unglückliche Königin von Frankreich zu retten, er kam sofort, übernahm, ohne die Verschwörer auch nur eines Wortes zu würdigen, den Brief seines

armen Königs und ging, die unglückliche Königin von Schweden zu trösten. Graf Axel Fersen hat nicht vermodt, Marie Antoinette zu retten, er hat die Königin Friederike nicht trösten können, er hat aber darum nicht weniger edel und schön gegen Beide gehandelt. Wenige Monate danach hat der Stockholmer Pöbel, aufgehetzt durch die Verschworenen des März, die sich von der aristokratischen Verachtung des Reichsmarschalls tief verletzt fühlten, den greisen Ritter zweier Königinnen auf offener Straße scheußlich ermordet.

Am jenem 13. März kam der greise Reichsmarschall nach Haga und blieb bis zum folgenden Tage dort; vermochte er auch nicht Trost zu bringen, so hielt doch sein persönliches Ansehen den Uebermuth der siegreichen Verschwörung in Schranken.

Welches Bild! hier steht der Graf Axel Fersen, die hohe gebietende Gestalt mit den langen grauen Locken, vor ihm im Lehnstuhl die schöne Königin, welcher die noch nicht zweijährige Prinzessin Cäcilie im Schooße sitzt und ahnungslos der Mutter die nasse Wange streichelt; an der einen Seite der Mutter der zehnjährige Kronprinz Gustav, den tröstenden Worten des Reichsmarschalls aufmerksam lauschend, an der anderen Seite die beiden älteren Prinzessinnen, liebevolle Kinder, die ihr Schicksal noch nicht begreifen, und nur weinen, weil sie die Mutter weinen sehen.

Die Königin verlangte nichts, als daß man sie zu ihrem gesangenen Gemahl nach Drottningholm bringe; sie wußte, daß dort allein ihre Stelle war. Aber es dauerte lange Wochen, bevor der herzogliche Reichsverweser das gestattete; seine Gemahlin entriß ihm die Erlaubniß dazu endlich mit List. Die Herzogin Charlotte nahm sich ihrer Rechte in herrlicher Liebe an, aber deren Geschick vermochte sie nicht zu ändern. Auch der Oheim-Regent kam, die Königin empfing ihn schweigend, schweigend deutete sie ihm seinen Platz an, er setzte sich und sprach einige kaum vernehmbare Worte, die Königin antwortete nicht, er stand auf und ging. Kurz nach diesem Besuch sagte der Herzog zu seiner Gemahlin, die Königin habe ihn dadurch sehr gekränkt, daß sie ihm nicht ihr Anlitz gezeigt und den Schleier nicht aufgehoben habe. Die Königin hatte aber gar keinen Schleier getragen, nicht einmal eine Haube.

Streng bewacht mit ihren Kindern, von allen ihren Freunden getrennt, mußte die Königin in Haga bis in den Juni ausbarren. Am 5. Juni erst sah Gustav IV. Adolph seine Familie in Drottningholm wieder, wo er gefangen saß. Damals schon war er abgesetzt, der Kronprinz seiner Erbfolgerechte für verlustig erklärt und der neue König von Schweden hieß Carl XIII.

Von Drottningholm wurde die königliche Familie nach Grypsholm gebracht und dort in harter Gefangenschaft gehalten, bis man sie endlich im schlimmsten Winterwetter, in den letzten Decembertagen des schrecklichen Jahres 1809, nach Carlscrona brachte und dort nach Deutschland einschiffte. In Deutschland waren sie frei.

Die schöne Königin mochte manch lieblichen Traum damals geträumt haben von dem stillen Familienleben, von dem bescheidenen Glück im Verborgenen, in einem heimlichen Winkel des geliebten Vaterlandes, fern von dem wüsten Treiben der großen Welt — aber ihr war die Königskrone nicht genommen worden, um sie glücklich zu machen, das Geschick gab ihr für das Diadem in Schweden in Deutschland die Dornenkrone.

Im Jahre 1810 trennte sich Gustav IV. Adolph von seiner Gemahlin und seinen Kindern, nicht im Zorn, sondern nach längerem Schwanken und sicher mit zerissenem Herzen. Die Gründe dieser Trennung entziehen sich der öffentlichen Besprechung, man kann nur sagen, daß es endlich religiöse Scrupel des unglücklichen Fürsten waren, welche die Trennung herbeiführten. Im Jahre 1812 fand die gerichtliche Scheidung statt; der König überließ ihr allein die Rechte über die vier Kinder, ließ ihr die ganze Erbschaft seiner Mutter, sowie seinen ganzen Antheil an den schwedischen Apanagen gelbtern. Er selbst lebte seit dieser Zeit von den Zinsen eines kleinen Kapitals, das er aus dem Verkauf seiner Juwelen gewonnen. Von da ab begann er unter dem Namen eines Driften Gustavson das ruhe- und rastlose Umherziehen, das der unglückliche Fürst bis an seinen Tod fortgesetzt hat. Seine Gemahlin und seine Kinder hat er nie wieder gesprochen, gesehen mag er sie zuweilen von ferne haben, das Herz trieb ihn zu den Seinen, man wollte ihn bei mehreren Gelegenheiten gesehen und erkannt haben.

Die Königin lebte seitdem in Baden, zum Theil bei ihrer Mutter, der alten Markgräfin, in Bruchsal; einige Jahre trug sie sich wol noch mit der Hoffnung, daß ihr Sohn einst den schwedischen Thron, sein Erbe, wiedererlangen könne, in dieser Hoffnung hat sie auch wol den Kaiser Alexander, ihren Schwager, die Vormundschaft über ihren Sohn zu führen, aber der Vorwand wurde Bernadotte's Bundesgenosß und that nichts für das arme Königskind aus dem Norden.

Der Königin blieb keine Hoffnung, nur die Liebe und Verehrung Aller, die sich ihr näherten.

In großmüthiger Wohlthätigkeit suchte sie ihre stillen Freuden. „Ja wir geben königlich, wenn wir auch nicht so gehalten werden!“ sprach sie einst mit wehmüthigem Lächeln, als man ihr eine Vorstellung machte. Auch körperliche Leiden wurden ihr im reichsten Maße zu Theil, sie litt an der Brustwasserfucht und starb unter großen Qualen am 25. August 1826 zu Billamont bei Laufanne auf der Reise nach Rizza, wo sie Genesung zu finden gehofft. Ihr Sohn, ihre beiden jüngeren Töchter und ihre Schwester, die Königin von Bayern, sowie einige deutsche Diener und Dienerinnen standen um das Sterbebette. Hatte man die Königin Friederike auch nicht immer königlich gehalten im Leben, so hat man sie doch königlich begraben, und betrauert wurde sie, wie nicht viele Königinnen betrauert werden. Sie wurde zu Pforzheim, in der alten Erbsgruft der Markgrafen zu Baden beigesetzt; während der Einsegnung der Leiche stand zu Häupten des Sarges die Baronin von Münch, einst in Schweden eine der Palastdamen der Königin, diese Dame ganz allein vertrat die Treue von Schweden am Grabe der nordischen Helena.

Und als die badischen Gardes du Corps, die weißen Reiter auf den schwarzen Pferden, die Leiche bei Nacht zur Gruft escortirten, da folgte ihnen zu Fuß ein einzelner Mann, ihn redete Keiner an, er sprach mit Niemandem — aber Einige wollten ihn erkannt haben und sagten, es sei König Gustav IV. Adolph von Schweden gewesen.

[1475]

Wie viel Frauen gibt es auf Erden?

Alle, sowol die neuen wie die alten statistischen Aufnahmen, haben erwiesen, daß die Zahl der weiblichen Bevölkerung fast aller Länder die der männlichen überwiegt. Diese Thatsache nimmt um so mehr Wunder, als die Anzahl der geborenen Knaben weit größer ist, als die der Mädchen. Aber überzeugen wir uns selber, wie die weibliche Bevölkerung in den einzelnen Staaten sich concentrirt. In Großbritannien zählte man 1851: 14,074,314

und 1861, bei einer Bevölkerung von 29,193,319 Seelen, 14,899,300 Frauen, nämlich in England und Wales 10,249,965, in Schottland 1,612,446, in Irland 2,959,582, und auf den Canalinseln 77,307 Frauen; der Ueberschuß der Frauen über die Männer betrug daher 1851: 704,872; 1861: 605,391 und 1863: 876,920 Seelen. Im Allgemeinen kamen 1861 auf 1000 Männer in England und Wales 1056, in Schottland 1112 und in Irland 1054 Frauen. In Frankreich zählte man 1861: 18,739,721 Frauen, während der Ueberschuß über die Männer 1800: 725,225, 1806: 481,725, 1821: 868,325, 1831: 669,033, 1836: 619,508, 1841: 445,382, 1846: 318,738, 1851: 193,242, 1856: 299,024, 1861: 97,217 Seelen betrug. In Rußland 1851: 32,948,057 und 1858: 35,275,904 Frauen, während der Ueberschuß 1851: 725,496 und 1858: 1,620,080 Seelen betrug. In Polen 1859: 2,466,400, 1861: 2,535,596, 1863: 2,563,332 Frauen, während der Ueberschuß 1859: 168,354, 1861: 159,984 und 1863: 154,471 Seelen betrug. In Preußen 1816: 5,214,799 (Ueberschuß 109,605), 1822: 5,875,811 (87,489), 1831: 6,546,090 (53,210), 1840: 7,479,919 (31,335), 1849: 8,167,753 (39,000), 1858: 8,869,480 (66,361), 1861: 8,278,807 (66,394) Frauen. In Bayern 1858: 2,339,267 (62,786), und 1864: 2,426,267 (45,094) Frauen. In Sachsen (Königreich): 1,136,307 (43,874) Frauen. In Hannover 1861: 944,489 (908), 1864: 963,556 (3620) Frauen. In Württemberg 1861: 890,515 (60,322) Frauen. In Baden 1858: 685,684 (35,416), 1861: 700,390 (31,489), und 1864: 727,492 (25,785) Frauen. Im Großherz. Hessen 1861: 432,705 (8503) Frauen. In S. = Weimar 1861: 139,253 (5254), 1864: 142,692 (5183) Frauen. In Oldenburg 1861: 147,508 (226) Frauen. In M. = Strelitz 1864: 44,037 (1602) Frauen. In H. = Kas. = sel 1864: 382,428 (19,793) Frauen. In Braunschweig 1864: 146,672 (636) Frauen. In Italien 1861: 10,880,098 Frauen; aber das Verhältniß zeigt sich hier anders, da die Männer um 17,138 Seelen zahlreicher sind wie die Frauen. In der Schweiz 1861: 1,274,135 (37,776) Frauen. In Belgien 1856: 2,257,678 Frauen; mehr: 14,105 Männer als Frauen. In den Niederlanden 1859: 1,680,093 (61,058) Frauen. In Schweden 1855: 1,875,214 (111,096) Frauen. In Norwegen 1855: 760,142 (30,237) Frauen. In Spanien 1860: 7,907,973 (142,465) Frauen. Also zeigt sich die Mehrzahl der Frauen in allen Ländern, außer in Italien, Belgien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Mehrzahl der Männer 730,000 Seelen im Jahre 1862 betrug.

[1477] Ludwig Heilpern.

Tänzer und Tänze vor fünfzig Jahren.

Wo sind sie, die schönen Frauen und galanten Herren, die Sterne vom Himmel der Mode, die Tänzer und Tänzerinnen der Londoner Almack's-Bälle?

London war damals, vor fünfzig Jahren, was heute wieder Paris ist: die tonangebende Stadt der Eleganz. Wie trübe war Paris im Jahre 1815, niedergeworfen von den Heeren der Verbündeten, frisch noch mit den blutenden Wunden des großen Krieges, voll von Ausländern, von Bewaffneten, ohne Lust, ohne Leben, ohne Licht. Die natürliche Heiterkeit schien ausgelöscht zu sein. England dagegen theilte mit Deutschland den Lorbeer der gewonnenen Schlachten, und Englands Hauptstadt feierte beide Sieger von Waterloo. London strahlte von Wonne und rauchend bewillkommte das Volk seine heimkehrenden Söhne. Damals gab es keine lustigere Stadt als London, und in London keinen lustigeren Platz als Almack's.

Die Säle von Almack's waren nicht sehr prächtig, aber die Bälle, die darin gegeben wurden, versammelten Alles, was es damals von Rang und Schönheit und Jugend in London gab. Ein Comité von Damen der höchsten Aristokratie präsidirte diesen Vergnügungen. Es wurde nichts gereicht, als Eau sucrée, Limonade, Thee und Butterbrot. Aber doch war der Zubrang ungeheuer. Ein Billet für Almack's zu erringen war der höchste Wunsch der damaligen Welt von London. Aber die Damen des Comité's waren sehr vorsichtig damit, denn ein Billet für Almack's war zugleich die Legitimation für die beste Gesellschaft der Hauptstadt, die gold- und titelstolze Noblesse des Königreichs.

Einfach, wie die Bewirthung, war damals noch der Tanz. Der Walzer war eine neue Erfindung in jenen Tagen, und es war im Jahre 1816, als man bei Almack's die erste Quadrille versuchte. Welch einen wunderlichen Eindruck für unsere Augen hätten sie machen müssen; diese Tänzer und Tänze von damals, diese Damen mit ihren kurzen Taillen und dicht anliegenden Gewändern (denn unglücklicherweise waren damals die Crinolinen noch nicht erfunden!) — diese Herren mit ihren kniehoheren und viereckigen Frackschönen! Wer wird ein leises Lächeln unter-

drücken können, wenn er das Bild (Nr. I) ansieht, welches die erste Quadrille bei Almack's darstellt? Schöne Leserin, lächle nicht! Diese Dame, welche dem Herrn mit dem hohen Vatermörder und der römischen Nase die Spitze ihrer Finger reicht, ist die schöne und berühmte Lady Jersey, einst, vor fünfzig Jahren, die Hohepriesterin an dem Schrein der Mode, und die andere Dame, die so grazios die Zipfel ihres allerdings sehr kurzen Rockes berührt, ist die zu ihrer Zeit nicht minder bewunderte Lady Worcester.

Die berühmteste Persönlichkeit der Modenwelt von 1815 aber ist auf dem anderen Bilde (Nr. II) zu sehen, Oberst Brummel,



I. Tänzer und Tänze vor fünfzig Jahren.

„Beau Brummel“ genannt, in der äußersten Eleganz jener Tage, mit der umfangreichsten Cravatte und der kunstvollsten Schleife daran, mit dem unnachahmlichsten Schnitt des hellgefitzten Fracks, mit Strümpfen und Schuhen und einem Ausdruck von Souveränität um Mundwinkel und Augenbrauen, der sich gar nicht beschreiben läßt. Die Dame mit dem Fächer und dem hohen Blumenstrauß auf dem Kopfe, mit welcher er Conversation macht, ist Ihre Gnaden die Herzogin von Rutland. Den Daumen seiner rechten Hand in die Weste geklemmt, mit dieser Grazie des Armes und der Haltung, welche folgende Geschlechter vergeblich nachzuahmen bestrebt waren: so steht er da, der bewunderte Stutzer seines Jahrhunderts! Alles blickt mit einem Ausdruck des Staunens und der Verehrung zu ihm auf. Umsonst, daß die hübsche Fürstin Esterhazy, Gemahlin des östereichischen Gesandten, mit Fiebern auf dem Kopf und langen Handschuhen an den Armen, mit dem Grafen St. Antonio zum Tanz antritt. Vergebens, daß der ehrenwerthe Sir George Warrender sich heut auf's Beste herausgeputzt hat mit einem Frack, der ihm zu kurz, und mit Beinkleidern, die ihm

Ein Bedienter trat ein. „Den Wagen für Herrn Brummel!“ sagte der Prinz. Das war der Todesstoß für den armen Stutzer. Von seiner glänzenden Höhe stürzte er plötzlich hinab. Er tanzte fortan nicht mehr mit Herzoginnen. Er ward nicht länger bewundert. Andere Berühmtheiten der Mode gingen in Almack's Sälen auf. Er ward vergessen, wanderte nach Frankreich aus und starb zu Anfang der vierziger Jahre in einem Irrenhaus.

Die Glorie von Almack's ging mit ihm dahin. Eine Zeit wol noch behielten diese Bälle ihren ehemaligen Glanz; aber er blaßte doch allmählig ab. Die Mode verließ die ihr einst gebel-

ligten Räume — wie würde auch unsere Balltoilette Platz haben in diesen engen und schmalen Sälen? Die Tänze sind andere geworden, Tänzer und Tänzerinnen auch, und nur noch ein alterthümliches Haus mit staubigen Wänden und blinden Fenstern gibt Kunde von den frühahlichen Almack'sbällen, die hier einst den Rang und die Blüthe von Englands „schöner Welt“ versammelten.

[1485]

J. R.

Meine Taube.

Trotzdem der Februar des vergangenen Jahres noch strenge Kälte mit sich führte, baute sich doch ein neues Pärchen in meinem Taubenstich aus Reisern und Strohhalm ein Nestchen. Ich freute mich doppelt darüber, weil das Weibchen erst wenige Wochen in meiner Colonie war und mit dem Gatten ihren Wahl recht glücklich lebte. Eifrig, trotz der frostigen Temperatur im Schlege, brüteten sie ihre Eier, und nach drei Wochen erblickte ein junges nacktes Täubchen das Licht der Welt. Als ich am Morgen nach diesem Ereigniß wie gewöhnlich den Taubenschlag besuchte, um zu filtern, erstaunte ich, die Mutter nicht mehr auf ihrem Nestchen zu finden. Das kleine Thierchen lag bei der bittern Kälte schutzlos da und heftig sehnsüchtig das Köpfschen nach dem wärmenden Gefieder der Alten. Auch der Vater hatte es grausam

verlassen, und sein unruhiges Gebahren belehrte mich sogleich, daß in diesem Taubenhäuschen ein außerordentliches Unglück sich ereignet haben müsse. Ich konnte nichts Anderes denken als daß die Muttertaube Abends zuvor sich verfliegen und wider ihren Willen ihr Junges verlassen hatte, und daß der Gram des Alten darüber ihn stumpf gegen die Bedürftigkeit seines Kindes gemacht habe. Was war zu thun? Das Junge mußte unter solchen Umständen unfehlbar an Kälte und Hunger dahinsterben. Ich nahm es aus seinem Neste und es lag schon dem Sterben nahe in meiner Hand; kaum daß es noch hin und wieder schnappte, oder eine Bewegung seiner Gliederchen zeigte. Einige Minuten länger, und das arme Thierchen wäre verloren gewesen. Nun hauchte ich es in meiner Hand warm und kühlte wie es nach jedem Anhauch sich wieder regte; alsdann trug ich es schnell in meine Wohnung, wickelte es in Watte und legte es in die Oefenröhre. Keine zehn Minuten und es belobnte zu meiner Freude den Rettungsversuch mit seinem Piep! Piep! Mutter bewegte es sich in Folge der Wärme und rief nach Futter. Mittelfst einer Federpose stößte ich ihm erst Wasser und dann Kartoffelbrei ein, worauf es, in seine Röhre zurückgetragen, sanft einschlief.

Glücklich, daß der Versuch zu gelingen schien, machte ich ihm nun ein Strohnestchen in einer Cigarrenkiste, die in der Oefenröhre stehen blieb. Von Tag zu Tag gebieh das Thierchen besser, piepte immer lustiger und zitterte vor Freude mit seinen Flügelchen, wenn ich es in die Hand nahm. Freilich die körperliche Entwicklung ging im Verhältnis äußerst langsam vor sich; noch nach vier Wochen war die ziemlich großgewordene Taube nur mit Flaum bedeckt, und während die Jungen sonst bei natürlicher Pflege nach drei Wochen schon bis zum Flügelgefied ausgebildet sind, konnte meine Taube erst nach vier, fünf Wochen als vollständig entwickelt und flügge gelten.

Als die warme Frühlingsform in die Fenster schien, kam ihr Nest zwischen die Doppelfenster und nun gegen Abend in die Oefenröhre zurück, die sie als ihre Burg betrachtete und in welche sie einen Eingriff nicht duldete. Später gewöhnte sie sich an weitere Spaziergänge. Im Nachts wandert sie noch immer in ihre Röhre und Morgens, müde wir nun im Zimmer oder im Garten frühstücken, läßt sie sich auf meine Schulter zum Kaffeetisch tragen. fliegt dann zu meiner Frau und bestelt in drolliger Art so lange, bis sie ihre Milchbrodflügelchen aus der Hand zu fressen bekommt. Dann fliegt sie am liebsten in ihren Korb in der Küche und raisonnirt mit den



II. Tänzer und Tänze vor fünfzig Jahren.

zu eng zu sein scheinen. Der Graf St. Aldegondi, sardinischer Gesandter, der heut zum ersten Male in diesen bezaubernden Cirkel eingetreten, weiß, welchem Manne er gegenüber steht; und über die Blumen fort, mit denen er nachlässig spielt, sieht er immer nur ihn an, den Beau Brummel, den Löwen von Almack's!

Beau Brummel war lange der intime Freund Georg's, des Prinz-Regenten von England. Eines Abends aber nahm er sich doch etwas zu viel heraus, als er während eines Suppers im petit comité den Prinzen anredete: „Georg, klinge doch nach einem Bedienten!“ Sein königlicher Freund zog die Glocke.

Kindern, die mit ihr spielen; beim Eintritt Fremder wird sie höchst ärgerlich, verfolgt dieselben, pökt ihnen in die Hand und je zärtlicher man den kleinen drolligen Vogel zu beschwichtigen sucht, um so mehr zeigt er seinen Meid. Es schien mir unmöglich, daß eine Taube so verlangend nach Menschenumgang, so untraulich und ohne Scheu, so liebenswürdig und anhänglich nicht bloß werden, sondern auch bleiben könne und ich glaube, daß dieser Fall zu den seltensten und merkwürdigsten gehört. Denn sie ist keineswegs eine Gesangene und abgesperrt von den Tauben auf dem Hofe — im Gegentheil, die Fenster stehen für

immer auf und sie kann nach Belieben ins Freie fliegen; der Taubenschlag ist vor ihren Augen, und ihr Vater, ihre Onkel und Tanten und Stiefschwester fliegen täglich an ihr vorüber, ohne von ihr auch nur beachtet zu werden. Ich habe sie schon oft mit nach dem Taubenschlag genommen, wenn ich fütterte, indessen zeigte sie allemal eine große Abneigung davor, und wenn ich sie auf das Flugbrett setzte, so flog sie so schnell als möglich nach dem Küchenfenster zurück, als ob sie nicht rasch genug aus der Gesellschaft der Tauben in die Gesellschaft der Menschen zurückkehren könne.

Schmidt-Weißfels.

Ich, was gar ist!

Die Trichinen besitzen keine größeren Feinde als tüchtige Hausfrauen, das mögen sich letztere als Trostwort in dieser Zeit allgemeiner Trichinenfurcht gesagt sein lassen. Es wird leider so viel Halbverstandenes in die Doffentlichkeit gebracht, daß das Publikum dadurch nur immer mehr verwirrt und geängstigt wird; viele Zeitungen haben es z. B. ohne Weiteres als Thatsache hingestellt, daß Trichinen selbst durch Kochhitze nicht getödtet werden, während es fest steht, daß kein organisches Wesen der Erde bei solchen Temperaturgraden existiren kann. Das Wahre dabei ist, daß Fleisch, als ein schlechter Leiter der Wärme, in dickeren Stücken nur durch langes Kochen in allen seinen Theilen die Temperatur des kochenden Wassers annimmt und daher, wenn die Zeitdauer des Kochens im Verhältnis zur Stärke des Fleischstückes zu kurz war, in der Mitte des letzteren befindliche Trichinen nicht von der Siedehitze getroffen werden und lebendig bleiben. Nach den Versuchen von Prof. Hertwich bleiben Trichinen in der Mitte daumenbreiter Fleischschnitten noch am Leben, als diese selbst 22 Minuten in siedendem Wasser gelegen, größere Fleischstücke sind daher mehrere Stunden lang zu kochen und vorher mit tiefen Einschnitten zu versehen, welche letztere man auch in Schweinepöckelfleisch vor dem Pökeln machen muß. Ein ganz sicheres Mittel, durch Kochen etwaig vorhandene Trichinen zu tödten, worauf für diesen speciellen Fall noch gar nicht aufmerksam gemacht ist, bieten die sogenannten Papinianischen oder Dampfstocktöpfe, die, trotzdem sie seit Jahren von allen größeren Eisenwaarenhandlungen geführt werden, noch immer eine viel zu geringe Anwendung in den Haushaltungen gefunden haben. In diesen Töpfen wird durch den entwickelten und abgESPerrten Wasserdampf das Kochen und Garwerden bedeutend beschleunigt und die Temperatur sehr bald in allen Theilen des Topfinhalts eine gleichhohe, ganz abgesehen davon, daß Fleischspeisen hierbei durch gehörige Extraction der Knochen einen erhöhten Ernährungswert erhalten. Man hört so vielfach von Zweiflern die Frage aufwerfen: warum, wenn Trichinen neuerdings die Ursache so vieler Erkrankungen geworden sein sollen, nicht schon früher von der Trichinenkrankheit die Rede gewesen ist? Die Antwort darauf lautet, daß erstens und hauptsächlich vor der allgemeineren Kenntniß der Trichinen und des Wesens der Trichinenkrankheit die Krankheitserscheinungen, in welchen sich letztere äußert, anderen Ursachen zugeschoben werden mußte; zweitens, daß gegenwärtig höchst wahrscheinlich eine größere Zahl von Erkrankungen als früher stattgefunden, weil das Essen von rohem Fleisch und die leibige Schnellräucherung mittelst Holzessig, durch welche Trichinen nicht getödtet werden, allgemeiner geworden sind.

Wenn die mikroskopische Fleischschau auch ein wichtiges und nothwendiges Schutzmittel ist, so mußte es doch nicht Jahrzehnte lang und Zusammenreffen ungünstiger Umstände auf der

Welt geben, dürfte man ihm allein trauen; in der Hand der tüchtigen Hausfrau ruht auch hier, wie in so vielen anderen Stücken, das Wohl und Wehe der Familie, und sie wird, gewarnt, es überwachen. Fleischer und Wurstmacher aber werden auch mehr Aufmerksamkeit auf ihre Producte verwenden und wahrscheinlich und hoffentlich zur alten Räucherungsart zurückkehren.

[1478]

Dr. E. Jacobsen.

Fatal!

Sulpitius Wunderlich an die Leserrinnen und Leser.

Eines suchte ich in der reichhaltigen Manuscripten-Sammlung meines Onkels vergebens:

„Die Leidensgeschichte eines Chambregarnisten!“
 Wer aber hat mehr Grund, täglich siebenmal siebenzimal Fatal! zu sagen, als der Unglückliche, welcher in einer „möblirten Stube mit oder ohne Cabinet zu wohnen“ gezwungen ist. Ich kenne diese Leiden. Fünfzehn Jahre lang habe ich unter der Tyrannei meiner „Wirthinnen“ geleidet, und so lebhaft sind meine Erinnerungen, so zahlreich meine Erfahrungen, daß ich die Herausgabe der Manuscripte nicht eher fortsetzen will, als bis die große Lücke ausgefüllt und das Klageged des Chambregarnisten vor mir — denn ich kann mich in dieser Beziehung als typisch betrachten — geschrieben, gedruckt und veröffentlicht ist.

In dieser Absicht setzte ich mich heute nach beendigter Mahl-



zeit an den Schreibtisch. Draußen strömte der Regen und wogten Nebel, durch mein Zimmer aber ergoß sich gelinde Wärme und der Duft aus der Kaffeekanne. In der vollen Behaglichkeit und Behäbigkeit des Mannes, der einen eigenen Heerd besitzt, griff ich zur Feder, um die überstandenen Fährlichkeiten des Asterniebers zu schildern, da — — — „Das ist denn doch zu fatal!“ rief ich aus, nachdem ich eine halbe Stunde gehofft und gewartet hatte, daß das Schnarchen im Nebenzimmer aufhören würde. „Kann denn dieser Mensch nicht schlafen, ohne zu schnarchen?“ Dieser Mensch, mein sogenannter Vetter nämlich, der sich noch immer nicht von mir trennen kann, liegt in der Stube nebenan lang und breit auf dem Sopha und hält seinen Mittagsschlaf. Ich bin nervös — wer fünfzehn Jahre lang Chambregarnist wohnt, muß nervös sein — und kann nicht schreiben, wenn ich Jemanden schnarchen höre. In ein anderes Zimmer auszuwandern will ich nicht, weil ich an meinen Schreibtisch gewöhnt bin, und meinen Vetter zu wecken will ich nicht, denn er würde mich aus Rache zwingen, mit ihm sechsundsiebzig zu spielen. So bleibt mir nichts übrig, als noch einen Federzug zu der Versicherung zu thun, daß in der nächsten Nummer die —

[1485]

(Fortsetzung folgt.)

H.

Ein Schiff im Eise.

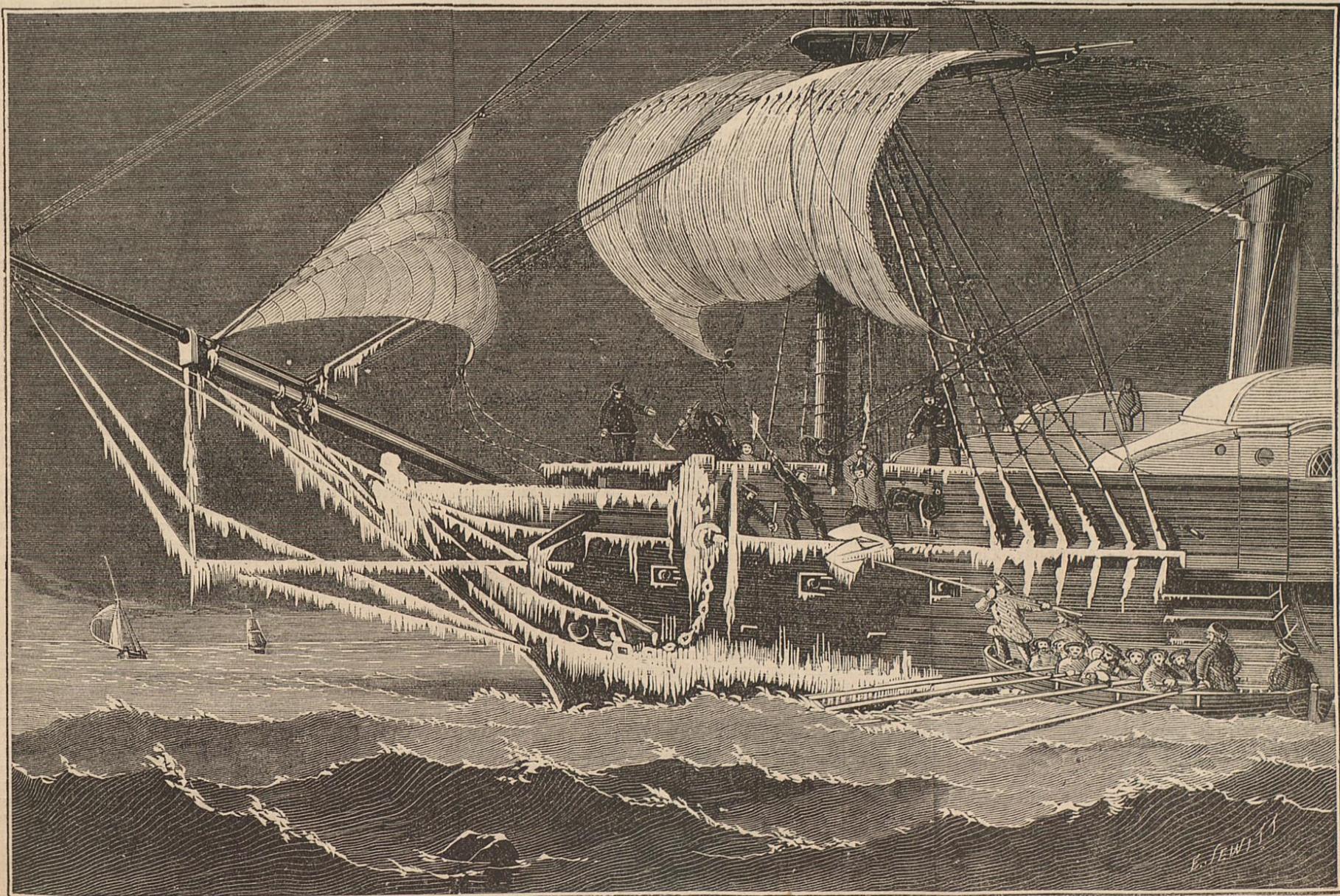
Wir Bewohner der gemäßigten Zone können uns auch in der härtesten Winterlandschaft, auf den größten Eisflächen, in den wildesten Schneeregionen der Gebirge keine Vorstellung von den arktischen Theilen der Erde machen, die nach dem Nord- und Südpole hin mehr als europäische Erd- und Wasserflächen in unabsehbar weiter und unergründlich tiefer eiserner toter Starrheit gefangen halten.

Südpolwärts starren dem tollkühnen Seefahrer hunderte von Meilen lang steile Eisfestungen entgegen und verschließen ihm jede Möglichkeit, irgendwo weiter einzudringen. Dagegen sind die arktischen Regionen, die den geheimnißvollen Nordpol hartnäckig gegen die Wisbegier der tollkühnsten Forscher und Entdecker schützen, durch ein unentwirrbares Labyrinth von Inseln und ewigen Eisgebirgen und gefährlichen, tödtlichen Passagen zerklüftet. Diese Passagen bieten während des Spätsommers eine Menge verführerisch offener Wege zwischen dem ewigen Eise, das sich labyrinthisch mit Fels und geröhrerter Erde mischt und die erhabensten landschaftlichen Schauergermale bildet.

Die Engländer beschloßen vor mehreren Jahren, durch diese Eislabirynthe hindurch eine Nordwestpassage nach Indien u. s. w. zu entdecken. Der sprichwörtlich gewordene Franklin machte den Anfang und kam nicht wieder. Mit heroischer Kühnheit und Ausdauer rüsteten sie hernach Jahre lang immer eine Expedition nach der anderen aus, theils um den in ewiges Eis gefesselten Franklin und die Seinen, theils die Nordwestpassage zu entdecken. Diese Entdeckungsexpeditionen sind ein eigenes, großartiges Capitel der neuen Geschichte, reich an Helden und Märtyrern, reich an einer kände- und bilderreichen Litteratur. Wir wollen sie hier nicht erzählen, sondern nur erwähnen, daß die Zähigkeit, Ausdauer und Millionen von Pfunden kostende Aufopferung der Engländer für die Auffindung Franklin's und die Entdeckung der Nordwestpassage in beiden Richtungen endlich erfolgreich gewesen ist. Man hat Spuren der letzten Leiden und des Todes der Franklinschen Helden weit unten innerhalb der Eis- und Inselnlabirynthe und auch eine wirkliche Nordwestpassage entdeckt, nur daß letztere wegen der labyrinthischen Wege, die jederzeit der Gefahr des Zufrierens oder furchtbaren Wanderungen von Eisgebirgen ausgesetzt sind, gar keinen praktischen Werth hat und für Handel und Wandel nicht benutzt werden kann. Die Vermuthung, daß noch Mannschaften Franklin's und wol gar er selbst lebend gefunden werden könnten, steht auf sehr schwachem Grunde. Es ist noch zweifelhaft, ob eine neue Franklin-Expedition, die in England lebhaft verlangt wurde, zu Stande kommen wird.

Unter diesen Franklin-Expeditionen ist wol die von dem Amerikaner Kane die allerabenteuerlichste und in ihrem Verlaufe schauerlicher, als die furchtbarste Dichtung. Alle diese Helden von Nordpolfahrern mußten entsetzliche Gefahren und Kämpfe mit wandelnden und starren Eismassen, mit Kälte, Nacht, Hunger, Krankheit, unzählige Leiden überwinden oder erliegen. Aber Kane und die Seinen trafen ein härteres Loos als diese Alle.

Schon auf dem Wege hinunter in das ewige Eis und die sechs Monate lange Nacht gab es viel zu leiden und zu überwinden. Nicht bloß eine heldenmüthige physische, sondern auch halb göttliche moralische Kraft gehört dazu, das Leben zu wagen und zu leben, wo alle Bedingungen für das Leben fehlen. Der tragikomisch berühmt gewordene Hahn auf Kane's Schiffe läßt schon schließen, daß es nichts Leichtes sei, sich an eine sechs Monate lange Nacht zu gewöhnen. Unser Freund Kickerik hielt



Ein Schiff im Eise.

es für seine Schuldigkeit, die anbrechenden Tage zu verkündigen; aber er merkte bald, daß er ein immer falscherer Prophet werde. Je tiefer nach Norden sie kamen, desto unzuverlässiger wurden seine Berechnungen. Seine Ehre stand auf dem Spiele. Er studierte und grubelste Tag und Nacht und suchte seine Kräfte perioden den Umständen anzupassen. Aber er merkte, daß er sich mehr und mehr verrechnete. Und als es nun endlich gar nicht mehr Tag ward, verfiel er in eine tiefe Melancholie, verlor seinen überreizten Verstand, ward durch und durch wahnsinnig und stürzte sich endlich ins Meer.

Kane drang mit seinen massiven Helben und Fahrzeugen tief in das Eislabrynth, bis sie sich eines Morgens gefesselt fanden. Der dicke Nebel, der sie wie ein meilendicker Filtz von Wasser- und Eisatomen umgab, hatte sich über Nacht in wundervollen Spitzen und Kranzen an alle Taue und Tafelagen gesetzt und sie erstarrt. Im Innern des Dampfers leuchtete Hölzenglut, um die eingefrorenen Radschaulen loszureißen und das tapfere Schiff in Bewegung zu setzen. Alle Mannschaften hieben und hackten mit gewaltigen Kräftschlägen vom Deck und von den Booten aus, die vom Innern herausarbeitenden Pferdekräfte des Dampfers zu unterstützen. Die Helbenarbeit des Befreiungskampfes aus den Ketten des Eises wurde Tage lang fortgesetzt, Alles vergebens. Mit stiller, grausamer Sicherheit schmedete der arktische Winter seine Eisketten immer fester ums Schiff und hielt es gefangen — zwei furchtbare Jahre lang!

Zwei furchtbare Jahre lang fern, weit, weit von aller Wärme menschlichen oder natürlichen Erbarmens. Wie sie mit dieser Natur, in dieser Gefangenschaft kämpften, litten, krank lagen, starben, die Ueberlebenden dem Tode trotzten, um durch Ausflüge zwischen Eis und Gebirgsnacht vielleicht einen Seehund zu erlegen, wie endlich einmal eine auf dem Schiffe gefangene Maus als Delicatsesse und Medicin zugleich feierlich und unparteiisch unter sämmtliche noch lebende Mannschaften vertheilt ward, wie sie ausstarben und endlich nach zwei Jahren ein milder Wind und Strom ihre furchtbaren Fesseln sprengte, — dies zusammen bildet ein tragisches Heldengedicht der Wirklichkeit, das wol kaum der phantasiereichste Dichter aus der überschwenglichsten Erfindungsgabe zu Stande gebracht haben würde.

[1481]

H. Berta.

Das Haus der Todten.

Zwei Tage nach meinem sechzehnten Geburtstage war's, an einem Sonnabend, kurz vor Weihnachten. Meine fünf Brüder, alle jünger als ich, hatten den Nachmittag „frei“, und wir vergnügten uns nach Tische auf dem Fischreich unseres Gutsherrn mit Schlittschuhlaufen. Schon war der Tag im Sinken, da überkam es mich heiß, daß ich über der lauten Lust ganz und gar auf meiner Mutter Auftrag vergessen. „Doris“, hatte sie mir gesagt, „ich habe vollauf zu thun, geh also Du nach dem Vorwerk zum Pächter Hubert und bestelle für die Feiertage einige Gänse.“

Das Gehöft ist eine gute halbe Stunde von unserem Dorfe entfernt; es war bitter kalt und dunfelte schon. Auch hatte ich heillose Angst vor des Pächters riesigem Kettenhunde.

„Wer will mich nach dem Vorwerk begleiten?“ fragte ich, während ich mich niedersetzte und die Riemen des Schlittschuhes zu lösen begann. „Ich hatte ganz darauf vergessen, und Mütterchen sagte ausdrücklich, die Gänse müßten heute noch bestellt werden.“

Keiner antwortete, es war den wilden Jungen zu schwer, sich von der spiegelglatten Fläche zu trennen.

„Die Mutter würde böse, wenn ich allein ginge,“ fuhr ich nach einer Weile pathetisch fort. „Es wird ganz finster sein, bevor ich wieder nach Hause komme.“

„Sei aufrichtig, Doris,“ sagte Karl, ein lebhafter, kräftiger Junge von vierzehn Jahren, „Du fürchtest Dich vor Hubert's Mingo. Nun, wenn es sein muß, so will ich mit Dir gehen.“ Damit setzte er sich neben mich auf die Bank und hand sich die Schlittschuhe los. Während wir hierbei noch beschäftigt waren, schlug es auf der Schloßuhr vier. „Willst Du wetten, Fritz,“ rief Karl dem Bruder Fritz zu, der, bedächtigt große Bogen auf dem Eise ziehend, uns zujag, „willst Du wetten, daß wir um drei viertel auf fünf wieder zurück sind?“

„Ich wette mit Dir nicht mehr,“ sagte Fritz trocken und schwang sich hinweg.

„Fertig, Doris?“ — „Ja.“ — „So komm!“

Darf meinen Brüdern, laufe ich mit jedem Jungen um die Wette. Ich ergriff daher lustig Karl's Hand, und fort ging's, über Stock und Stein, durch die Schneefelder hinter dem Schlosse, auf dem engen Heckenpfad, der nach dem Vorwerk führt. Erst auf dem letzten Felde, das das Gehöft umgibt, hielten wir im Laufe ein und traten langsam in den Hofraum.

„Wie öde und traurig es hier ist, Karl,“ sagte ich mit einem Blick auf das altersgraue Gebäude, das in der Dämmerung doppelt düster von dem weißen Grunde sich abhob. „Ich möchte nicht Frau Hubert sein, die mit der Magd mütterleienallein bleibt, wenn ihr Mann wie heute nach dem Markte fährt.“

„Bah, würdest Du Dich fürchten, Doris?“

„Ich hielt es für besser, nicht zu antworten.“

Der Hof war ein großer viereckiger Platz, der zwei Zugänge hatte. Zu dem einen gelangte man von unserem Dorfe her, zum anderen, der jenem gerade gegenüberlag, führte ein Fahrweg, welcher hinwieder, ungefähr drei Meilen von der Kreisstadt G., in die Heerstraße mündete. Im Hofe links lag Stall und Schuppen, rechts, auf der Nordseite, das Wohngebäude. Die Vorderthüre, die sich inmitten der Frontseite des Hauses zwischen zwei Fensterpaaren befand, war immer verschlossen. Die Hintertüre aber, die aus dem Hof durch eine Art Vorbau in das Haus führte, stand an jenem Sonnabend halb offen.

Mingo empfing uns nicht wie gewöhnlich mit wüthendem Gebell, einige Hüßner gaderten auf dem Hofe und im Stalle rasselte die Kuh mit der Kette, sonst regte sich kein Laut. Ich wußte nicht, daß ich eine besondere Angst empfunden, aber als wir an den alten Almen vorüber zu der halb offenen Thüre schritten, überkam mich eine gewisse Bekommenheit, wie ich vermuthete, in Folge der außergewöhnlichen Stille. Das Gebell des gefürchteten Hundes würde mir jetzt ein erwünschtes Willkommen gewesen sein.

So gelangten wir zur Thüre und klopfen an. Unwillkürlich drehte ich mich nach der großen Hundehütte um, die der Hofwand des Hauses gerade gegenüberlag, und sah, daß sie leer war.

„Wo kann Mingo sein?“ sagte ich, „ich dachte, daß sie ihn nie von der Kette ließen.“ Damit that ich einige Schritte vorwärts und bemerkte nun, daß des Thieres Halsband und Kette neben der Hütte lagen. Ich stand verwundert einen Augenblick

lang still, während Karl ungeduldig darüber, daß Niemand erschien, zum zweiten Male an die Thüre pochte. Plötzlich fesselten einige Flecken auf dem Steinpflaster vor der Hundehütte meine Aufmerksamkeit, und als ich mich bückte, sie genauer zu betrachten, entdeckte ich, daß es Blutspuren waren.

„Ich fuhr mit jähem Schrecken empor und rief Karl an meine Seite. Wir Beide fanden dann, daß eine blutige Fährte zu der Thüre führte.“

„Was kann das sein, Karl?“ flüsterte ich.

„Weiß ich's?“ erwiderte er nachdenklich, „Joviel steht fest, der arme Mingo hat bluten müssen. Es ist dumm, daß Frau Hubert sich nicht sehen läßt. Ich werde auf Kundschaft ausgehen; warte hier, bis ich wiederkomme,“ und er stieß die Thüre weiter auf.

„Nein, laß uns zusammengehen,“ sagte ich hastig. „Ich fürchte mich, wenn ich Blut sehe.“

„Gut denn — aber mache kein Geräusch!“ Wir traten durch den Vorbau ins Haus.

Uns zur Linken war die Küchenthüre. Sie war zu und ich bemerkte, daß Karl ein wenig zögerte, bevor er sie aufmachte. Dann öffnete er sie und wir sahen in die hellerleuchtete Küche. Auf dem Herd brannte ein großes Feuer; einige Töpfe waren zugefetzt, seitwärts auf dem Tische aber waren für die Abendmahlzeit drei Gedede aufgelegt. Jedes Ding in der Küche war blank und an seinem Orte. Offenbar hatte die Pächtersfrau Alles für den Abend zurecht gemacht und war dann auf ihre Stube gegangen, um sich selbst zu reinigen.

Ich hatte Zeit, über Karl's Schulter lugend, all dieses zu bemerken, bevor er heftig zusammenfuhr und dann mit einem leisen Ausruf zu einem Kleiderbündel eilte, das auf der entfernteren dunkleren Seite der Küche auf den Steinfliesen lag. Ein Kleiderbündel, so sah es aus, neben welchem Mingo in einer seltsamen Stellung schlafend lag.

Nie werde ich das Entsetzen der nächsten Minute vergessen. Ueber den Haufen geworfen, offenbar noch in der Lage, wie sie hingestürzt war, lag das brave Weib des Pächters, Frau Hubert, mit einer großen Halswunde, und der Hund ihr zur Seite, beide stumm, regungslos, todt.

Einen Augenblick lang stand ich vor Schreck erstarrt, dann sank ich mit einem leisen Schrei zu Boden und schlug die Hände über die Augen, um nicht das Gräßliche zu sehen.

„Still!“ flüsterte Karl, indem er mich fest bei der Hand faßte und mich aufzurichten versuchte. „Still! keinen Laut! Wer das that, kann nicht weit sein. Du mußt nach Hause laufen, Doris; laufen so schnell Du kannst. Komm!“

Er zog mich zur Thüre; aber mir wurde übel, ich taumelte und brach abermals in die Knie. Ich fühlte es, ich konnte nicht einen Schritt weiter thun.

„Es geht nicht, Karl,“ sagte ich, „ich kann nicht stehen. Laß mich und entfliehe ohne mich.“

„Unfinn! Versuch's noch einmal!“

Ich versuchte es, aber vergeblich; meine Beine versagten mir den Dienst und die kostbare Zeit verstrich.

„Märrin,“ sagte Karl mit leidenschaftlicher Bitterkeit. „Freilich, wie konnte ein vierzehnjähriger Knabe die Schwäche eines Mädchens begreifen! „So muß ich Dich verlassen,“ sprach er, „und Hilfe holen, Du mußt Dich bis dahin verbergen.“

„Ja, ja, geh!“ sagte ich. „Ich werde mich irgendwo verbergen.“

„Dort, in der Hundehütte,“ sagte er, nachdem er sich umgesehen.

Er stieß mich rasch in die große Hütte des armen Mingo und verschwand. Ich war allein in der zunehmenden Finsterniß, allein auf dem einsamen Gehöft mit der Gemordeten und ohne Zweifel mit dem Mörder.

Ich begann, das Gefühl der Ohnmacht, das Karl nicht begreifen konnte, zu bekämpfen, indem ich mich in den Arm kniff und mit Nadeln ins Fleisch stach. Nachdem ich auf diese Weise ein Weilschen lang mich gemartert hatte, fühlte ich mich wohlher und wieder fähig zu denken. „Ich will meine Schuhe ausziehen,“ war mein erster Gedanke, „denn im Fall ich das Versteck verlassen muß, machen sie zu viel Geräusch.“

Ich erhob mich ein wenig aus meiner gekrümmten Stellung, schnürte mir die Schuhe auf und zog sie aus. Kaum war dies geschehen, hörte ich Stimmen, und ein Zittern, ein Gefühl der Ohnmacht besiel mich auf's Neue, so daß ich wiederum die Nadeln anwendete. Eine Minute später traten drei Männer aus der Thüre. Sie sprachen miteinander und ich konnte jedes Wort verstehen.

„Es ist spät, denk' ich,“ sagte der Eine. „Wenn er nicht bald kommt, müssen wir fort. Die Magd kann nicht lange mehr ausbleiben, denn ich hörte deutlich die Frau sagen, daß sie sich sputen solle.“

„Bah,“ sagte ein Anderer, „wir können ihr schon den Mund stopfen.“

„Es ist so viel Blut nicht werth,“ sagte der Dritte. „Wir haben nur dreißig Thaler gefunden, und mehr hat auch der Pächter nicht bei sich.“

„Er müßte jetzt kommen,“ sagte der Erste ängstlich, während er zwei Schritte näher zur Hundehütte trat. „Holla! Was ist das?“

Es gab mir einen Stich ins Herz. Kam schon Hilfe? Nein. Die drei Männer standen jetzt dicht bei der Hundehütte, und während der kurzen Pause, die jenem Ausruf folgte, fiel mir ein, daß ich meinen Missethater verloren hatte. Ich presste krampfhaft die Hand auf's Herz, denn ich glaubte, sie müßten es hören, so laut schlug es. Dann hob ich wie geblendet den Kopf von den Knien — ich kauerte in der äußersten Ecke der geräumigen Hütte — und sah ein härtiges, wild blickendes Gesicht zur Öffnung meines Versteckes sich niederbeugen. Aber es verschwand wieder.

„Ich dachte, daß sich Jemand versteckt hätte,“ hörte ich sagen. „Die Pächterin trägt keinen solchen Muff. Was kann das bedeuten?“

Es war offenbar, er hatte mich, Dank der Finsterniß und meiner dunklen Kleidung, nicht entdeckt. Ich athmete wieder freier; wenn nicht Außergewöhnliches geschah, war ich gerettet.

„Hier war Jemand,“ sagte eine zornige Stimme. „Das kommt Alles auf Deine Rechnung, Hans! Warum bleibst Du nicht vor der Thüre, wie ich Dir's sagte?“

„Wir müssen einen Entschluß fassen,“ sagte der Dritte, der Aengstliche, „oder man kommt uns über den Hals.“

Die drei Männer gingen dann wieder ins Haus zurück und ich hörte sie mit gedämpfter Stimme sprechen; zuweilen wurden sie lauter, offenbar waren sie im Zwiespalt. Gleich darauf traten sie wieder ins Freie, um — so viel ich hören konnte — im Stall und Schuppen nach der Eigenthümerin des Muffs zu suchen.

„Niemand!“ tönte dann eine Stimme. „Wenn Jemand da war, so ist er wieder fort. Geh aus Thor, Matthies, und sieh, ob Jemand von dorthier kommt.“

Nach kurzer Weile kam Matthies wieder zu den andern Beiden zurück, welche inebßen, unter sich flüsternd, hinter der Hundehütte gestanden hatten. „Nein,“ sagte Jener, „Niemand kommt.“ Und das Herz sank mir bei dem Gedanken, wie lange ich noch auf Hilfe warten müßte.

„Der alte Junge kommt spät,“ sagte wieder Einer nach zwei, drei Minuten. „Aber wir wollen diesmal besser auf der Hut sein. Paßt auf, Ihr Zwei, daß er Euch nicht sieht, bevor er vom Wagen herunter ist.“

Sie gingen dem Hause entlang bis zu dem Thor, durch welches Pächter Hubert kommen mußte, und ich in der Meinung, sie hätten sich bereits versteckt, streckte vorsichtig meinen Kopf aus der Hütte und spähte.

Ja, ich konnte das Haus erreichen, ohne gesehen zu werden. Gelang es mir dann, in eine der oberen Stuben zu kommen, deren Fenster nach den Feldern und dem Weg zur Stadt gingen, so vermochte ich den Pächter vor der drohenden Gefahr zu warnen. Ich mußte ihn warnen, es war zu schrecklich, daß ein zweiter Mord geschehen sollte.

Ich war aus der Hundehütte und schon in der Küche, bevor ich daran dachte, daß ich, um nach oben zu gelangen, dicht an der Gemordeten vorbeimüßte. Als der Schein des Feuers auf mich fiel, erinnerte ich mich daran mit Schauern. Aber, seltsam! die schwarze Blutlache und der todte Hund lagen noch da, der Leichnam der Frau jedoch war verschwunden.

Was hatten sie damit gemacht? Trotz der drängenden Gefahr blieb ich eine Minute lang regungslos stehen und zögerte. Wenn sie die Leiche hinaufgebracht hätten! Ich hatte niemals vorher den Tod gesehen, und der Gedanke, die Leiche mit dem gespenstischen fürchterlichen Blick und der großen blutigen Wunde schauen zu müssen, war mir in diesem Augenblicke schrecklicher noch, denn der an die Rückkehr der Mörder.

Während ich so zaudernd stand, fiel ein Schatten durch das erste Fenster und, mit einem jähen Aufblick, sah ich zu meinem Schrecken die drei Männer bereits am zweiten Fenster vorübergehen.

Zum Ueberlegen war keine Zeit. Im nächsten Moment mußten sie in der Küche sein. Rasch riß ich die Thüre auf, hastete die Treppe empor und huschte in die erste feste Stube, deren Thüre ich instinctiv hinter mir zumachte. Dann warf ich einen wilden Blick nach einem Versteck um mich.

Es war ein breites und tiefes Gemach, das aber nicht bewohnt wurde und völlig nackt und leer stand. Nichts war darin, als einige Aepfel auf dem Boden und ein Haufen Getreidesäcke in einer Ecke. Wie sollte ich mich verbergen?

Da — da klangen schon die Fußtritte auf der Treppe, sie kamen näher und näher. In der äußersten Verzweiflung flüchtete ich mich in die Ecke, wo die Säcke lagen, kauerte mich hinter den letzteren nieder, einen davon in demselben Augenblicke über mich werfend, da die Thüre sich öffnete. Sie gingen sogleich ans Fenster.

„Von hier aus müssen wir ihn kommen sehen,“ sagte der Eine.

„Dort kommt er schon,“ rief hastig der Andere; und sie verließen das Zimmer wieder. Ich war gerettet, aber was konnte ich zur Rettung des Pächters thun? Karl mußte nun bald mit Hilfe kommen, aber wird es nicht dennoch zu spät? Du selbst müßt es versuchen, ihn zu retten, durchsuchte es mich wie ein Blitz. Ich sprang empor und eilte an das Fenster. Jeder Gedanke an mich selbst, an die Gefahr, in die ich mich stürzte, ward jetzt von dem einen fieberhaften Wunsche zurückgedrängt, das Leben des alten Mannes zu retten. Eine Art Wahnsinn raubte mir für die nächsten Minuten jede Ueberlegung und ließ mir dafür Feuer und Kraft zu Unglaublichem.

Acht Fuß tief unter mir erstreckte sich der Garten, kahl jetzt und mit Schnee bedekt. Den Garten grenzte eine vier Fuß hohe Mauer ein, dahinter dehnten sich, soweit das Auge reichte, die verschneiten Felder und von dorthier auf der Fahrstraße kam Hubert's Wägelchen gefahren.

Ich riß das Fenster auf, laut genug, daß es die Männer hören konnten, schwang mich auf das Fenstersims und sprang, die Augen einbrüdernd, hinab. Ich kam ziemlich glücklich zu Boden; zwar schmerzten mich die unbeschützten Füße von dem hohen Sprung entsetzlich, aber ich säumte keinen Augenblick, sondern rannte durch den Garten, wobei ich zwei-, dreimal strauchelte, rannte bis zur Mauer, die ich im Stürme dann überkletterte. Der Pächter war gerade daran, das Gitterthor, das jenseits eines untiefen Baches den Eingang von den Feldern in den Garten bildet, aufzuschließen. Ich versuchte sofort, ihm zuzurufen. Aber ich war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, und so denn lief ich durch den Schnee und den eisigen Bach, obwohl die Brücke nur wenige Schritte von mir entfernt war, und als ich an Hubert's Seite war, konnte ich nur noch meine Arme ausstrecken und, „Mörder!“ schreien, denn in demselben Moment knallte ein Schuß und ich fiel mit dem Gesichte nach vorne...

Die Kugel hatte mir nur den Arm gestreift, aber ich lag mehrere Wochen lang krank, mehr in Folge der Aufregung, als der Wunde. Nachträglich erzählte man mir, daß gerade während ich den Pächter warnte, Karl mit einem Trupp Landleute von der anderen Seite her in das Gehöft drang und die Mörder gefangen nahm. Der Eine aber, der hinter einem Baum, näher dem anderen Eingang stand, hatte doch noch Zeit gehabt, mich zu sehen und mir eine Kugel nachzusenden. Die arme Frau Hubert war todt. Die Mörder hatten sie hinter dem Herd versteckt, wo ich sie bei meinem zweiten Eintritt in die Küche nicht sehen konnte. Der vereinsamte Witwer wanderte bald darauf anderwärts, und das Gehöft steht jetzt einsamer als je, denn Niemand will darin wohnen.

[1471]

Mummenschanz.

Wol möchte ich wissen, wer zuerst in sich die Anlage zum Humor entdeckte, wer zum erstenmal gelacht und was das erste Gelächter bewirkt hat. Höchst wahrscheinlich ist es, daß unsere Stammältern meinten, ob sie aber jemals lachten?! ... So fragwürdig diese Frage, so schwierig, ja unmöglich scheint mir ihre Beantwortung. Gehen wir daher ohne weiteres zu der Thatfache über, daß das Urbild des Harlequin im alten Hellas zu suchen ist, und daß er lange vor der christlichen Zeitrechnung derselbe phantastische Geselle war, wie heutzutage. Ein Schauspieler, der zuweilen in ein Ziegenfell, zuweilen in ein buntgefärbtes Tigerfell gekleidet war, ein hölzernes Schwert, einen großen weißen Hut und eine braune Maske trug und ein S a t y r genannt wurde, dieser edle Mime war der Stammvater all der Harlequins, welche seit zwei Jahrtausenden bis heutzutage ihren Spaß getrieben.

Unglücklicher Weise — wir wollen auch dies der Zersüßung

der Alexandrinischen Bibliothek auf Rechnung setzen — unglücklich Weise hat ihre Geschichte eine große Lücke, und wir wissen von ihnen soviel wie nichts bis zum 15. Jahrhundert, wo in den italienischen Tragödien eine phantastische Person in 1600er Gewande erscheint, die Puncello hieß und die Aufgabe hatte, den Wortspruch und das großartige Gebaren der Helden zu parodieren, sich, mit Vochsprüngen und lautem Gelächter, sozusagen an die ehernen Speichen der Tragödie zu hängen. Die alten Römer scheinen keinen Harlequin gekannt zu haben, obwohl pantomimische Darstellungen in den Tagen des Augustus und Nero sehr beliebt gewesen. So versuchten während des Ersteren Regierung die berühmten Pantomimen Plabes und Hylas eines Tages den Charakter des Agamemnon durch bloßes Gebardenpiel darzustellen. Um Agamemnon als einen großen Mann zu kennzeichnen, stellte sich Hylas auf die Knie. „Nein,“ sagte Plabes, „das ist hoch, aber nicht groß.“ Und er selber warf sich in die Stellung eines Sinnenden. Die Schauspieler in diesen Pantomimen (Fabulae Atillanae nach dem Ort [Atilla], wo sie zuerst eingeführt wurden, benannt) trugen Masken und Stiefel mit hohen Absätzen von Messing oder Erz, welche beim Tanze rasselten. Einige von ihnen (Punambuli) waren Künstler auf dem straffen Seil à la Blondin und auf dem Trapez (petarum) à la Leotard. Aber, wie gesagt, diese Pantomimen stehen sowohl mit dem Griechischen Urbild, wie mit dem Harlequin Italiens in durchaus keiner Verwandtschaft. Aber alle übrigen Clowns, Pantalons, Colombinen, Sacarouches, Hanswürste etc. ad infinitum, sind nichts als Varietäten derselben Species. Harlequin war ihrer aller Vater. Neben den Ursprung des Namens sind die Meinungen verschieden. Die französischen Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts sagen, daß der Name von einem Protégé des ersten Präsidenten des Parlaments herstamme. Der Letztere hieß Achille de Harlay und Jener wurde in Folge dessen Harlequina, der Protégé des Harlay genannt. Aber Arlechino wurde lange vorher schon die oben beschriebene Person in den italienischen Schauspielen genannt. Nach der Auslegung der Italiener ist das Wort von „harle“ abgeleitet, dem Namen eines Flußvogels, der ein scheeliches Gefieder und unregelmäßigen, seltsamen Flug hatte.

Die Satire Puncello's richtete sich Anfangs gegen Personen und Gegenstände ohne Unterschied; aber im Laufe der Zeit bildete sich der Spas zu komischen Typen aus, zu welchen die Bewohner der verschiedenen Provinzen Italiens ihre Züge hergaben. Die Venezianer, die Neapolitaner, die Bolognesen und das Volk von Bergamo, sie Alle unterschieden sich von einander durch bestimmte charakteristische Eigenschaften, und um die letzteren darzustellen, erlangte man die Charaktere der Italienischen Komödie. Sie waren folgende: Pantalone, ein Venezianischer Kaufmann; Dottore, ein Arzt aus Bologna; Spavento, ein neapolitanischer Brakhsans; Pullicenella, ein Spasvogel von Apulien; Ciancurogolo und Corviello zwei Clowns aus Calabrien; Gelsommo, ein römischer Stutzer; Bellano, ein mailändischer Dummkopf, und Arlechino, ein tölpelhafter Diener aus Bergamo. Die hervorragendste und thätigste Person darunter war Arlechino, und im Laufe der Zeit wurden alle die anderen die Zielscheibe seiner Späße. Es war ein Gemisch von Dummheit und Wit, Einfalt und Einfältigkeit, Tölpelhaftigkeit und Grazie. Seine Rolle war die eines treuen Dieners, der immer hungrig, immer verliebt und immer in Schwierigkeiten ist, theils auf seines Herren, theils auf seine eigene Rechnung; leicht verzweifelnd und leicht geröthet wie ein Kind und in seinem Kummer eben so komisch, wie in seiner Fröhlichkeit. In Frankreich aber wurde dieser Charakter völlig umgewandelt. Er ward witzig, verschmitzt, ein Wortspieler und Stück Philosoph; und eben so wie sein Charakter, wandelte sich auch sein Costüm. Diese Veränderungen wurden von Joseph Dominique Biancoletti eingeführt, dem Vater der Familie von Harlequins, welche in Frankreich zu blühen begann. Dominique kam 1660 nach Paris, und zwar auf Einladung des Cardinals Mazarin. Eines Tages soll dieser Dominique, der zuweilen an großer Schwermuth litt, Dermoutin, einen berühmten Arzt, um ein Mittel gegen seine Verwirrung gefragt haben. Derselbe rieth ihm, Dominique zu sehen, der Jedermann zum Lachen brachte. „Du lieber Himmel,“ verjette der Schauspieler, „ich bin Dominique, und mithin kann ich mich selbst als einen verlorenen Mann betrachten.“

Der Charakter des Harlequin erlitt eben so viele Veränderungen in seinem Typus, wie in seiner Orthographie. Es gab eine Masse Varietäten von ihm; die bemerkenswerthesten sind Trivelin und Truffaldin. In der Pantomime unserer Tage haben sich nur noch Pantalon und Colombine, Harlequin und Pierrot (der italienische Bertoldo, Pagliaccio, Coviello etc.) erhalten. Der dramatisirte Kapitän, der verschrobene alte Doctor, der rothnasige Apotheker und Colombine's Dienerin sind verschwunden; Charaktere, welche wieder unzählige Spielarten hatten. Die italienischen Acteure übrigens genossen in Frankreich große Gunst; viele von ihnen wurden bei Hofe und von den Großwürdenträgern der Kirche empfangen, und sie durften sich mehr Freiheiten als ein Gesandter erlauben.

[1483] H.

Aus dem Stillleben der Thiere.

Instinkt ist nichts Anderes als angeborenes Wissen; eine Kraft, die sich niemals täuscht, niemals verändert, niemals vermindert, aber auch die Möglichkeit der Bervollkommnung ausschließt. Durchaus verschieden von der freien Intelligenz der Menschen, ist der Instinkt vielmehr ein Theil des Organismus, der sich in immer gleicher Weise von Generation auf Generation überträgt.

Zu den mannichfachsten und überraschendsten Formen behält sich der Instinkt. Wir beobachteten einmal einen zottigen Hund, der zwischen zwei kleinen Mädchen auf dem Fußboden lag und von ihnen in jeder Weise zum Spielen aufgemuntert wurde. Das eine der Kinder glaubte, dem zottigen Ramezaden das größte Vergnügen zu bereiten, indem es ihm seinen Hanswurst als Nektar auf den Rücken setzte; das andere suchte ihn durch einen Löffel voll Johanniskraut, die es ihm zu wiederholten Malen darbot, anzulocken. Das würdige Thier jedoch verhielt sich vollkommen gleichgültig gegen diese Zuwendungen; es blieb unbeweglich liegen und kümmerte sich weder um den Hanswurst, noch um die Johanniskraut. Da erschien mit Gewehr und Jagdtasche sein Herr; sofort eilte ihm der mutige Jagdhund entgegen, wedelte, sprang vor Freude in die Höhe und schlug in raschem Trab den Weg nach dem Felde ein. Zu jagen, Hasen und Rebhühner zu fassen, das war sein Fach, sein Beruf. Wäre dieses Thier statt eines Jagdhundes ein Wächterhund gewesen, so würde ihn der Anblick des Gewehrs und der Jagdtasche gleichgültig gelassen, die Annäherung eines Fremden aber zu lautem Bellen veranlaßt haben.

Ein anderes Mal beobachteten wir in einem Zimmer einen Knaben, der durch die Spalten eines geschlossenen Fensterladens blickte. Auf der anderen Seite der Straße lag auf der Schwelle eines Ladens eine Kaze. Obgleich sie die Augen festgeschlossen hielt, schloß sie nicht, denn sie spitzte die Ohren nach allen Richtungen hin. Es war ungewöhnlich viel Lärm in der Straße. Zwischen dem Wagengerassel und dem Plaudern und Rufen der Vorübergehenden erdröhnten die Hammerschläge einer benachbarten Schmiede und das Geräusch aus den angrenzenden Werkstätten. Im Scherz ahmte der Knabe mit seinen Lippen den leisen Schrei einer Maus nach. Sofort wandte die Kaze beide Ohren dem Fenster zu und heftete starr ihre glühenden Augen darauf. Der Knabe wiederholte mehrmals den Versuch, und jedesmal spitzte die Kaze die Ohren und fixirte das Fenster, hinter dem der Knabe stand. Dieses Thier also, welches dem betäubendsten Lärm in seiner Nähe nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte, ersahte unmittelbar mit seinen Sinnen den schwachen, kaum hörbaren Schrei einer Maus.

Man beobachte eine Spinne, welche zwischen Zweigen ihr Netz gewoben hat und sich in einer Ecke ihres Gewebes versteckt hält. Der Wind mag wehen und rauschen und die Zweige und Blätter, auf denen sie ihr Netz ausgebreitet hat, auf das Heftigste erschüttern, sie rührt sich nicht von der Stelle, sie merkt es nicht einmal. Aber setzt man mit der Spitze eines Grashalmes einen der Fäden ihres Gewebes in Bewegung, etwa so wie eine Fliege, die sich im Netze fängt, sie veranlassen würde: so hat die Spinne im Augenblick die Bedeutung dieser leisen Erschütterung verstanden und schießt wie der Blitz heran, die gefohnte Beute in Empfang zu nehmen. Ueberhaupt muß man die bewunderungswürdigsten Beispiele von Instinkt unter den Insekten suchen.

Die Unmittelbarkeit dieser Instinkte ist offenbar, denn alle Insekten sind nachgeborene Kinder, keines hat seine Aeltern gekannt, keines wird seine Nachkommen kennen; von einer Erziehung kann also bei ihnen nicht die Rede sein. Die Natur ist ihre einzige Lehrmeisterin und wie viel bewunderungswürdige Künste bringt sie ihnen bei! Wer kennt nicht die Sitten und die Industrie der Ameisen, der geselligen Bienen, der Wespen und der Drohnen? Was für Baumeister, was für unermüdliche Arbeiter, Krieger und sogar Staatsbürger sind diese Insekten! Sie haben eine Regierung, eine Constitution und sociale Einrichtungen. Es gibt unter den Ameisen Herrscher- und Hirtenvölker, welche Vieh und Sklaven besitzen. Ihr Vieh sind die Blattläuse — Liné nennt sie ihre Milchkuhe — und ihre Sklaven sind — seltsame Thatsache — andere, durch eine schwärzere Farbe von ihren Gebiethern unterschiedene Ameisen — Nezer-Ameisen.

Eine Ausnahme von dem oben ausgesprochenen Gesetz bilden die Ameisen und die Bienen, an deren Berrichtungen die Intelligenz einen augenscheinlichen Antheil hat; denn diese Insekten wissen ihre Thätigkeit den Umständen anzupassen; sie finden um Mittel und ergreifen geeignete Maßregeln, um unvorhergesehene Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden. Sie haben Zeichen, eine Sprache, um sich zu verständigen und sich gegenseitig von dem, was das Gemeinwohl erfordert, in Kenntniß zu setzen.

Suber aus Genf hat folgenden Fall beobachtet: Ein großer Schmetterling, Totenkopf genannt, hatte eines Abends einen Bienenstock verheert. Mit Anbruch des folgenden Tages begannen die Bienen, den Eingang zu ihrem Stocke zu vermauern, in dem sie jedoch eine Oeffnung ließen, welche groß genug war, eine einzelne Biene durchschlüpfen zu lassen, aber viel zu klein, um dem starken Körper und den breiten Flügeln des Schmetterlings den Eingang zu gestatten. Als die Zeit der Schmetterlinge vorüber war, rissen die Bienen ihre Mauern nieder. In folgenden Jahre ließen sich keine Schmetterlinge blicken, und die Bienen errichteten auch keine Festungswerke; als aber später der Feind dennoch unerwartet erschien, warfen sie eifrig dieselben unübersteiglichen Schutzwälle auf, denen sie im vergangenen Jahre die Erhaltung ihres Bienenstockes verdankt hatten.

Ein Naturforscher, welcher in einem Winter, wo es an Honig mangelte, seine Bienen durch Zuckerwasser zu ernähren dachte, wollte sich zu gleicher Zeit überzeugen, ob in der That diese Insekten, wie verschiedene Gelehrte behauptet hatten, die Fähigkeit besitzen, ihre Gedanken einander mitzutheilen. Zu diesem Zwecke stellte er eine Untertasse mit feuchtem Zucker in eine Vertiefung, ergriß dann eine Biene, die vereinzelt im Garten herumflog, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß keine andere Biene in der Nähe war, legte er dieselbe auf den Rand der Untertasse. Sie erquicke sich an der Süßigkeit, flog dann einige Male in der Vertiefung hin und her und hielt sich darauf eine Weile in der nächsten Umgebung des Vertieftes auf. Nachdem sie dergestalt das Terrain hinreichend recognoscirt hatte, kehrte sie schnurstracks in ihren Bienenkorb zurück; aber schon nach wenigen Minuten kam sie mit zwei oder drei anderen Bienen herausgeflogen und führte dieselben unmittelbar an die Untertasse, wo die neuen Ankömmlinge sich schmecken ließen. Noch vor dem Abend waren sämtliche Bewohner des Bienenstockes von dem Versteck des Zuckers in Kenntniß gesetzt, dem sie so lange zusprachen, bis er aufgebraucht war.

Wir haben schon gesagt, daß das Insekt weder Vorfahren noch Nachkommen kennt, indem das Weibchen unmittelbar nach der Legung der Eier stirbt. Die Art, wie es für die Bedürfnisse der jungen Larven im Voraus Sorge trägt, ist geeignet, die Frauenwerthen Hilfsquellen seines Instinktes im hellsten Lichte erscheinen zu lassen.

M. Milne-Edwards führt das Beispiel einer isolirt lebenden Bienengattung an, deren Namen uns entfallen ist. Die Larven dieser Bienen sind darauf angewiesen, sich von lebendigem Fleische zu nähren; sie weiß es, oder vielmehr die Natur weiß es für sie, und die Biene verfährt, als ob sie es wüßte. Was geschieht? Wenn die Zeit des Eierlegens gekommen ist, bohrt die Biene ein tiefes, cylindrisches Loch in die Erde, und damit der Regen nicht in das Innere dringe, überbaut sie die Oeffnung mit einer Art kolbenförmig gestalteten Rauchfangs. Diefem beschriebenen und verborgenen Eynl vertraut sie ihre Eier an. Aber wenn die Kleinen aus den Eiern kriechen, verlangen sie nach Speise, und die Mutter wird nicht mehr da sein, um ihnen dieselbe zu reichen; es muß also vor ihrer Geburt für ihre Ernährung gesorgt werden. Die Biene begibt sich auf die Raupenjagd und schleppt ihre Beute in die Höhle. Wenn sie nun die erjagten Raupen tödtete, so würden die neugeborenen Kleinen die Leichname derselben zerfetzt, verkauft und ungenießbar finden, ließe sie ihnen aber Leben und Bewegung, so würden die Gefangenen unsehbar davonlaufen. Glücklicherweise für die künftigen Larven — und unglücklicherweise für die Raupen — destillirt die Biene, von der wir sprechen, mit ihrem Stachel ein Gift, welches dem Curaregift ähnlich ist — eine Flüssigkeit, welche nicht tödtet, sondern nur lähmt. Dieses Gift impft sie ihren Gefangenen ein und sie fallen regungslos nieder. Die vorzügliche Mutter schafft nun diese Raupen, indem sie sie übereinan-

derollt, in das Loch und legt zwischen die Füße einer jeden Raupe ein Ei. Darauf stirbt sie ruhig; sie hat ihren Kindern Ammen hinterlassen, Ammen indessen, welche dieselben mit gutem Appetit lebendig verzehren werden. Mag man dieses sinnreiche Verfahren grausam nennen, die Gesetze der Natur gebieten es. Alle lebendigen Wesen vernichten sich gegenseitig, und der Tod der Einen ist die notwendige Bedingung für das Leben der Anderen. „Ein hartes Gesetz, aber ein Gesetz!“

[1461] H. N.

Aussagen? Ausziehen?

Der Umzug ist eine von den häuslichen Plagen, die man eigentlich nur in großen und größeren Städten recht kennt und versteht. Was weiß unsere Leser, in deren Leben vielleicht nur ein Wohnungswechsel stattgefunden — als sie nämlich aus dem alten Steinhaus der Aeltern in das nicht minder ehrwürdige Haus des Vaters überziedelte — was weiß diese von Aussagen und Ausziehen? Aber unsere großstädtischen Leser und Leserinnen, die werden es wissen! Viele von ihnen, die zu Neujahr nicht „aufgesagt“ haben, werden es wahrscheinlich zu Johannis oder Michaelis thun wollen, denn die Wohnung wird entweder um ihrer selbst oder um der Nachbarn links, rechts, unten oder oben, oder um des „Wirt's“, oder um der Straße, des Kellers, des Wajshauses oder um verschiedener oder aller dieser und anderer Ursachen willen immer unertäglicher. Herren und Damen oder ganz complete Ehepaare, die bereits aufgesagt haben, geben auf die Jagd nach einer neuen Wohnung und befehen sich meist unertäglich geordnete und nehmen auch meist eine solche, weil sie doch endlich nach meilenlangen Reisen Trepp auf, Trepp ab die Geduld verlieren und sich endlich entschließen, nur um die Wahl und Dual endlich los zu werden. Endlich! Die Ansichten sind Gott sei Dank verschieden, so daß der neue Miether vielleicht just deshalb den an fürchterlichen Straf-, Droh- und Verbotsparagrafen reichen Contract unterschreibt, weshalb der alte Bewohner den seinigen kündigte. Aber der neue wird wahrscheinlich mit neuen Augen neue Fehler entdecken, die binnen Jahr und Tag riesengroß wachsen und es ist schrecklich, aber wahr — einen neuen Umzug zur Pflicht der Selbsterhaltung machen. Freilich manche Bewohner dulden und tragen lieber, ehe sie zum abermaligen Umzuge ihre Zusage nehmen. Sie haben den letzten noch nicht überwunden, vielleicht nicht einmal den vorletzten. Vor dem dritten scheuen sie sich wie vor Feuer, denn sie wissen, daß dreimal ziehen so gut oder so schlimm ist, als einmal abbrennen.

Dieses Rechenexempel gilt überall und die Erfahrung liefert immer wieder dasselbe Resultat, obgleich es bekanntlich doch auch recht ordentliche Meublesfuhren mit zuverlässigen Leuten gibt, die nichts zerbrechen oder für angerichteten Schaden auskommen.

Das ist richtig, aber der Meublesfuhmann liefert uns keine neuen Gardinen und Rouleaux, keine neuen Teppiche, keine neuen oder wenigstens aufpolirten Tische, Stühle, Sophas. Wie sieht nun Alles auf einmal so blind und schäbig aus im neustapezirten Putzzimmer? Unmöglich lassen sich die alten Gardinen wieder aufstecken. Die Rouleaux passen nicht und der Sophabezug sieht ganz verrohnen aus. Und nun gar die Töpfe und Tiegel und Pfannen und dergleichen Küchengeräthe, die schon in der alten Wohnung höchst invalid und unvollständig waren! Kurz, der Umzug ist nicht nur das kostspieligste von allen irdischen Vergnügungen, sondern überhaupt das gerade Gegenheil von Vergnügen, ein Asmodeus und häuslicher Störenfried, ungemüthlich vorher und ungemüthlich nachher. Das Ausbrechen und die neue Anpflanzung sind mit soviel Vergenügen und Unbequemlichkeiten verbunden, daß wir es aufgeben, dieselben zu zählen. Und trotz aller dieser Opfer wird der Miether in den neuen, modernen, großen Häusern der Großstädte nur selten ordentlich Herr zu Hause, nicht einmal heimisch. Er ist und bleibt vom „Vermiether“ (diesem Miniaturabollisten im Erdgeschosse!), von Miethbewohnern, die in den verschiedenen Etagen den verschiedensten Bildungsgraden angehören, abhängig. Im Keller und unter dem Dache wohnen sichtlich Leute, die sich als Mäcene der Leierkasten und Ziehharmonikas auszeichnen. Ich will nicht hoffen, daß über oder unter uns gerade Einer täglich die ersten Besuche macht, später einmal Ernst, Die Bull und Vierurtemp's zu überretressen; aber an jungen Damen, welche einer Clara Schumann oder Lucca und Garcia nahefeiern, fehlt es gewiß nicht. Auch kommen gradüber oder unter uns häufig Geburtstage oder sonstige Familienfeste vor, wo man in der Regel erst während der Geisterstunde am heitersten, lautesten, rücksichtslosesten wird und mit Stuhl- und natürlichen Weinen Todtentänze beiner Geduld und deines Schlafes auführt. In deiner Familie kommen auch Geburtstage und Gesellschaften vor. Die über und unter dir hast du ertragen, aber gegen dein Familienglied beklagt sich das ganze Haus beim Wirth.

Wie sind die Herrschaften auf ihren alten Gütern, selbst die Bauern zu beneiden, die seit Jahrhunderten immer breit und fest auf eigenem Boden, in eigener Burg lebten und weiter leben werden!

„Signer Herb ist Goldes werth“; sollte es nicht möglich sein, auch für gewöhnliche Miethspreise großstädtisch und doch in eigenen Häusern zu wohnen und allem Mieths- und Umzugselend ein Ende zu machen?

Wir glauben, ja! Gerade in der größten Stadt der Welt, London, ist diese Aufgabe am gründlichsten und gesunden durchgeführt worden. Hier hat jede Familie ihr eigenes Haus, welches sie für sich allein und ganz bewohnt. Der Miethpreis eines Londoner Hauses, welches — für das Bedürfnis einer Familie berechnet, natürlich viel kleiner ist, als das continentale Haus — steigt und fällt nach der besonderen Lage desselben, ist aber im Allgemeinen nicht höher, als der Miethpreis einer entsprechenden Wohnung in Berlin, und niedriger als er in Wien sein würde. Sucht man in London eine billige Wohnung, so entfernt man sich eben so weit als möglich vom fashionablen Westend, welches man, gleich dem Centrum, durch Omnibus und Eisenbahn doch rasch genug erreichen kann. Unser Mitarbeiter, H. Beta, hat in dem zweiten Bande seiner Schilderungen „Aus dem Herzen der Welt“ Londoner Lebens-, Geschäfts- und Wohnungswesen nicht nur als urdeutsch, sondern auch als Muster für unser modernes großstädtisches Leben von allen Seiten beleuchtet und als vortheilhaft ausführbar empfohlen. Was hindert unsere großen Städte, darin London nachzuahmen? Dann ließen sich auch, wie in London, Eisenbahnen und Omnibus zur Verbindung mit den eigenen, gartenumgebenen, durch Miethzahlun bald schuldenfrei werdenden eigenen Häusern draußen vor den Thoren benutzen, und dann würden wir auch in großen Städten den Segen des eigenen Herdes, frei von allen Umzugsqualen, genießen dürfen.

Kritische Correspondenz.

Hr. N. L. Wir haben die tiefsten Sympathien mit den Empfindungen, die Sie in Ihrem Aufsatz ausgesprochen, meinen aber, eben wegen des Ernstes derselben, einen Gebrauch für unser Blatt davon nicht machen zu sollen. — Frau Aurelie verm. von M. in F. Wir sind Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung, und werden von derselben in kürzester Frist Gebrauch machen. — Dr. A. S. in Warshaw. Ihr Artikel hat bereits Aufnahme gefunden; das ist die beste Antwort, die wir Ihnen geben konnten. — Julia in E. Kurz, wie Sie es wünschen: Nein! — O-r-e-i-W, und F-s-k-e in B. „Such stuff, as dreams are made of!“ — Hr. F. M. in G-n. Wir sind nicht im Stande, Ihnen die gewünschte Adresse zu geben. — Dem „Eichenblatt“ raten wir, sich niemals wieder so weit aus dem heimlichen Forste zu wagen! — Ein gelehrter Freund unseres Blattes, Hr. Dr. A. in C., schreibt uns in Bezug auf unseren Artikel (Seite 402 des vorigen Jahrgangs) „Aus Weimar's vorklassischer Zeit“, daß die Buchstaben „A. G. L. A.“, welche der Herzog um die Feuerstellen setzen ließ, einem hebräischen Gebet entnommen seien und eine Anrufung Gottes enthielten. — Hr. St. B. in H. Wir räumen Ihnen gern ein, daß die französische Literatur sowohl wie die englische in diesem Augenblicke besonders reich an interessanten Erscheinungen ist und daß es für unsere Leser daher sehr wünschenswert wäre, auf diesem fremden Gebiete einer zuverlässigen Führung sich anvertrauen zu dürfen. Nur kann unser Blatt, zu all' seinen schon bestehenden Verpflichtungen, unmöglich diese neue noch hinzunehmen; wir machen Sie daher auf ein treffliches Blatt, „Magazin für die Literatur des Auslandes“ aufmerksam, welches allen Ihren Ansprüchen genügen wird. Das „Magazin“, seit 30 Jahren mit ebensoviel Fleiß als gründlicher Gelehrsamkeit vom Director Lehmann redigirt, hat in dieser langen Zeit mehr für den internationalen Austausch von Ideen und Thatsachen in der Literaturwelt gethan, als irgend ein anderes Blatt; und in jüngster Zeit, durch das Hinzutreten neuer Kräfte ergänzt und bereichert, ist es gerade das Blatt, welches wir zur Orientirung in den ausländischen Literaturreichen Ihnen und allen gebildeten Frauen nicht genug empfehlen können. — Hr. K. v. K. in W. (Littan). Sie haben unser Rebus richtig gerathen; aber Ihren Rebus würde kein Mensch raten können. Fernere Lösungen gingen uns zu von B. N. in D. S., Johanna S., e in C. (Braunschweig), Hedwig v. G-w in G., F. W. W. in L-f (Eieder undruchbar), D. S. geb. Sch. in G., Ann. Gl. in B., Fel. F...e N... und Fel. L...e. G...r in Grettin, F. B. in Farnow, Ad. B. in W., Jenny G. in K., M. K. in N. (nur halb!) Mathilde B... in Wien, F. B. in G. (Galicien), F. A. K. in B. bei N. (Sie haben ein geschiedenes Töchterchen!) — Der Rebus des Hrn. N. A. K. in D. ist unbrauchbar, und das Räthsel des Hrn. S. Ch. in Br. schon dagewesen! — Fel. N. E. in W. („in der Karpathen Nähe“). Ihre Garia ruft Ihnen zu: warum Mittelmäßiges schreiben, wenn man einen so feinen Geist und so viel freie Zeit hat, wie Sie, um das Beste zu lesen?...

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 10 columns and 10 rows of chess moves. Columns: luf., Boot, früh, lich, Schwe, Her, du, Bild, mein, te, ti, ge, le, Treib', ster, der. Rows: Hin, See, Mit, das, die, si, zens, o, tes, traum, ver, nen; der, Dort, der, de, hast, ge, o, Läch, an, wei, len, durch; Und, mel, Uns, tet, Sieh, peir?, ches, zum, Wann, sonn, de, ließ; wiegt, schäu, Hoff, das, sten, Lie, Schiff, steht, trägt!, Steu, die, quä; mit, Last, leuch, wie, Sieh, wegt!, Ach, Boot, Her, dich!, ich, Sehn; felt, ge, men, nung, be, trö, be, sein, er, die, in, An; ge, gold, es, schon, leicht, schwillt, be, zen, für, je, sucht, Tod!; traum, schäu, Sor, den, sich, Lie, die, und, das, der, ist's, Dich; nem, schon, ge, mit, so, der, Lieb, schmiegt; Wo, der, Schein, Sieh, Mast, Sanft, rasch, Nu.

Correspondenz.

Hr. S. in B. Verwenden Sie vor allen Dingen die höchste Sorgfalt beim Rösten des Kaffees. Das Kaffeebohnen wird im Kaffee nur dann erhalten, wenn Sie die Bohnen langsam rösten, bis sie eine hellbraune Farbe angenommen haben. In den dunkelbraunen gerösteten Bohnen ist kein Kaffee mehr; sind die Bohnen schwarz, so sind die Hauptbestandtheile der Bohnen völlig zerstört und das Getränk, welches man daraus bereitet, verdient den Namen Kaffee nicht mehr. Den aromatischen Geruch, der sich bei längerer Aufbeahrung verliert, erhalten Sie den Bohnen, wenn Sie dieselben, bevor sie nach beendeter Röstung aus dem noch sehr heißen Röstgefäße geschüttet werden, mit Zucker bestreuen; auf 1 Pfd. Kaffeebohnen genügt 1/2 Unze (1 Loth) Zucker. Der Zucker schmilzt sogleich und durch starkes Umschütteln und Umrühren verbreitet er sich auf alle Bohnen und überzieht sie mit einer dünnen aber für die Luft undurchdringlichen Schicht Caramel. Einer Abonnentin in Pr. Cplau, ferner Hr. F. N. auf Schloß N. und Hr. v. Sch. auf Sch. bei B. Ein unschädliches Enthaarungsmittel ist das von Prof. Vöttger für diesen Zweck empfohlene „Calciumsulphhydrat“. Dasselbe wird als Brei aufgetragen und einige Stunden hindurch auf der Haut gelassen. Ihre Gierigkeit — vergeihen Sie — muß Ihnen während dieser Zeit die Nase zucken, das mögen Sie im Voraus wissen, denn das genannte Mittel hat einen Geruch, den man nur ungern bei sich wahrnimmt. Jeder Apotheker wird Ihnen dieses „Depilatorium“ bereiten. Im Uebrigen wirkt das Mittel nur dann auf die Dauer, wenn in der betreffenden Hautstelle nicht die Anlage vorhanden ist, nach Entfernung der alten neue Haare zu erzeugen. (1473) Freikräul. G. v. B. Z. in B. Sie glauben wol den Anpreisungen von Haarwuchsbeförderungsmitteln?! Nur in wenigen Fällen, z. B. nach manchen Krankheiten, kann schwacher Haarwuchs gefäht und der Haarboden zur Erzeugung neuer Haare an Stelle der alten angeregt werden. Wirklich neue Haare da zu erzeugen, wo vordem keine waren, dazu gibt es leider kein Mittel und so müssen Sie wol Nachsicht mit der Schwäche Ihrer Augenbrauen haben, wenn, wie Sie schreiben, Sie sich so „entschieden gegen alles Falsche auflehnen“. Ist denn aber Schminken ein Verbrechen? Sie verurtheilen damit ganze Zeitälter und Nationen. (1473)

Variationen über ein beliebtes Thema, von Wilhelm Scholz.



Thema.

Du hast ja die schönsten Haare, Mein Liebchen, was willst du noch mehr!

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. III, Seite 84.

- 1) D h 8 - a 8 Da 7 nimmt a 8 oder A f und B.
2) S h 6 - f 7 + und matt.
A.
1) Da 7 - b 7
2) D a 8 - a 1 + und matt.
B.
1) L h 3 beliebig.
2) S h 6 nimmt g 4 + und matt.

Auflösung des Rebus Seite 84.

„Viele Gewalt wird manchmal erpart durch einige List.“

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 84. „Spielball.“

Dreifelhige Charade.

Die Geste ist im Ueberflus! Den meisten Menschen willkommen; Doch Jeder wünscht das rechte Maß! Der Zwei zu des Landmanns Frommen.

Und stellt die Drei zusammen du: So lacht in sonnigem Glanze, Als frisches, zartes Frühlingskind, An grünem Strauche das Ganze.

[1484]

Notiz.

Der Bazar wird im nächsten Quartal unter Anderem Novellen von Levin Schücking, Otto Roquette, Max Ring u. s. w. und eine Biographie der Gräfin Ida Hahn-Hahn (mit Portrait) bringen.



Variation I. Gigue.

Mein Herz ist im Hochland!



Variation II. à la turco.

Je länger, je lieber!



Variation III. Marcia.

Rund - rund - rund - rund, Rundgejang und Nebenjaht.



Variation IV. Tedesco (minore).

O Sonne, wo bist du gelieben! (in Moll.)



Variation V. Con fuoco.

„Mein ist der Helm und mir gehört er zu.“ Jungfrau von Orleans.



Variation VI. Romagnola.

Alles dies muß ich ertragen, Aber fragt mich nur nicht: wie?



Variation VII. Fincle à la Strumpelpeter.

Ich wußte nicht, daß ich eine Krur trage, dieses wider-spentige Haar will nicht anders fallen.“ Die Waife aus Lemwood.



Coda.

Der Pops, der hängt ihr hinten.